

Einzelheft: 0,80 Reichsmark

# DIE NEUE BÜCHER SCHAU

7. JAHR / 5. FOLGE  
DIE ZWEITE SCHRIFT



MARTIN ANDERSEN-NEXO

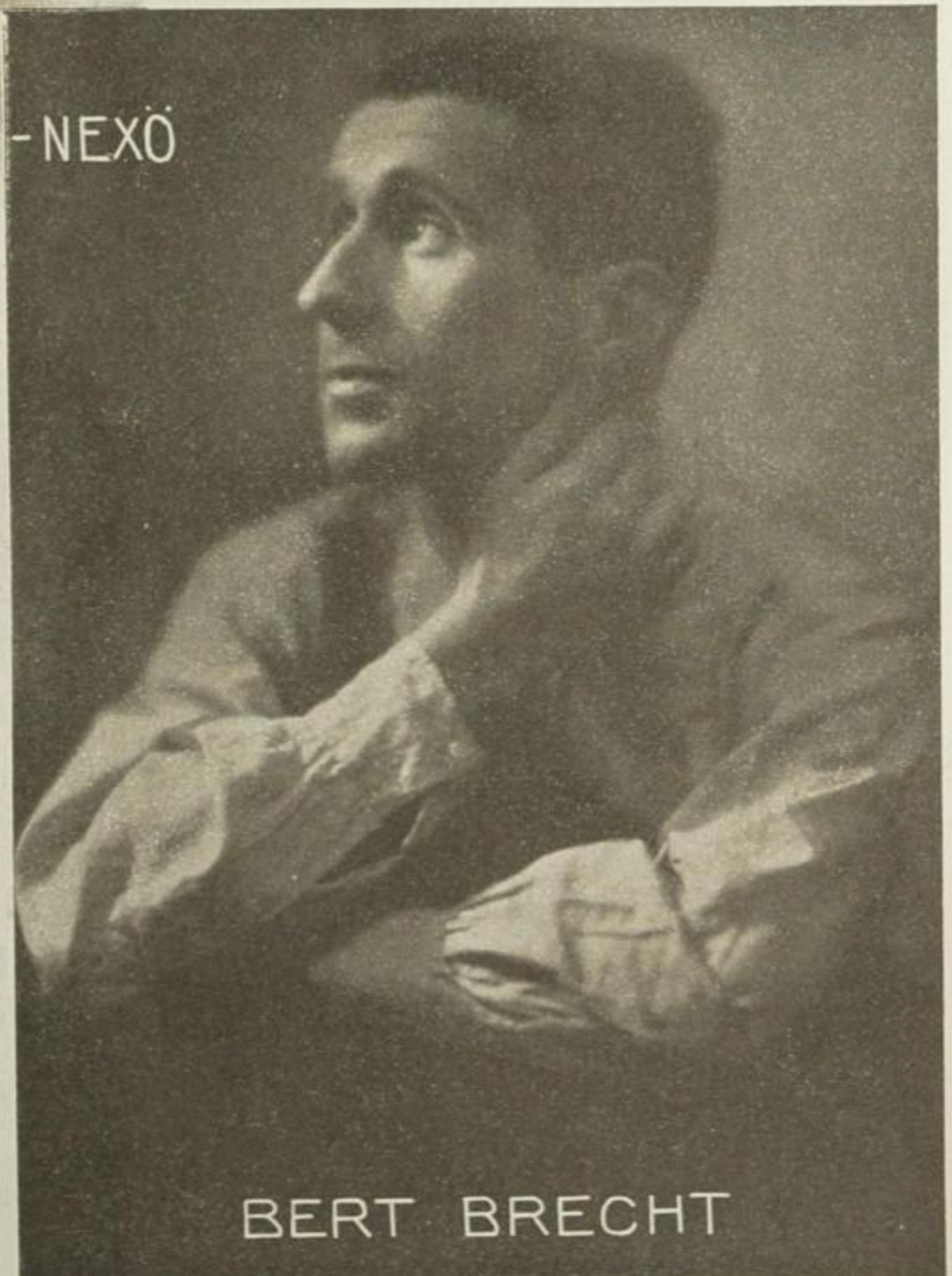
ZWECK UND FORMEN IN  
DER JUNGEN DICHTUNG  
VON LUMÄRTEN

» ANLEITUNG FÜR  
DIE OBERN «  
BALLADE VON BERT BRECHT

KLAUS HERRMANN ÜBER BRECHT  
KLARA ZETKIN:  
NOTIZEN ÜBER KUNST

MARTIN ANDERSEN-NEXO:  
IST »PELLE DER EROBERER«  
EINE AUTOBIOGRAPHIE?

GERHART POHL ÜBER DEN  
KOLOMAK-SKANDAL  
DAS JUNGE FRANKREICH  
NOVELLE EINES FABRIKARBEITERS  
GEORGE GROSZ / WOLLHEIM



BERT BRECHT

**D I E  
BÜCHER**



**NEUE  
SCHAU**

**HERAUSGEBER: GERHART POHL**

**REDAKTIONSKOMITEE: JOHANNES R. BECHER / OTTO BRATTSKOVEN / BERNHARD VON BRENTANO / KLAUS HERRMANN / MAX HERRMANN-NEISSE / KURT KERSTEN / EGON ERWIN KISCH / LEO LANIA**

5. F O L G E

2. SCHRIFT

**I N H A L T :**

LU MÄRTEN . . . . . ZWECK UND FORM IN DER JUNGEN LITERATUR  
MARTIN ANDERSEN NEXÖ . . . . .  
IST »PELLE DER EROBERER« EIN AUTOBIOGRAPHISCHER ROMAN?  
JEAN TOUSSEUIL . . . . . EIN PROLETENLEBEN (ERZÄHLUNG)  
ARTHUR ARNOLD . . . . .  
. . . . . NEUE WEGE PROLETARISCHER DICHTUNG IN FRANKREICH  
KLAUS HERRMANN . . . . .  
. . . . . DAS ENDE DER PERSÖNLICHKEIT (ÜBER BERT BRECHT)  
BERT BRECHT . . . . . ANLEITUNG FÜR DIE OBEREN (BALLADE)  
KLARA ZETKIN . . . . . NOTIZEN ÜBER KUNST  
KLARA ZETKIN ZUM GRUSS . . . . .  
OTTO BRATTSKOVEN . . . . . KUNSTCHRONIK  
GERHART POHL . . . . . DEUTSCHE KULTURCHRONIK  
MARGINALIEN VON: HERBERT BERGER / ARTHUR SEEHOF / GÜNTHER  
BENJAMIN / HANS ROSENKRANZ . . . . .  
BÜCHERLISTE: BEMERKENSWERTE NEUERSCHEINUNGEN . . . . .  
GRAPHIK VON: A. W. DRESSLER / GEORGE GROSZ / NEUSCHUL /  
KARL RABUS / GERT WOLLHEIM . . . . .

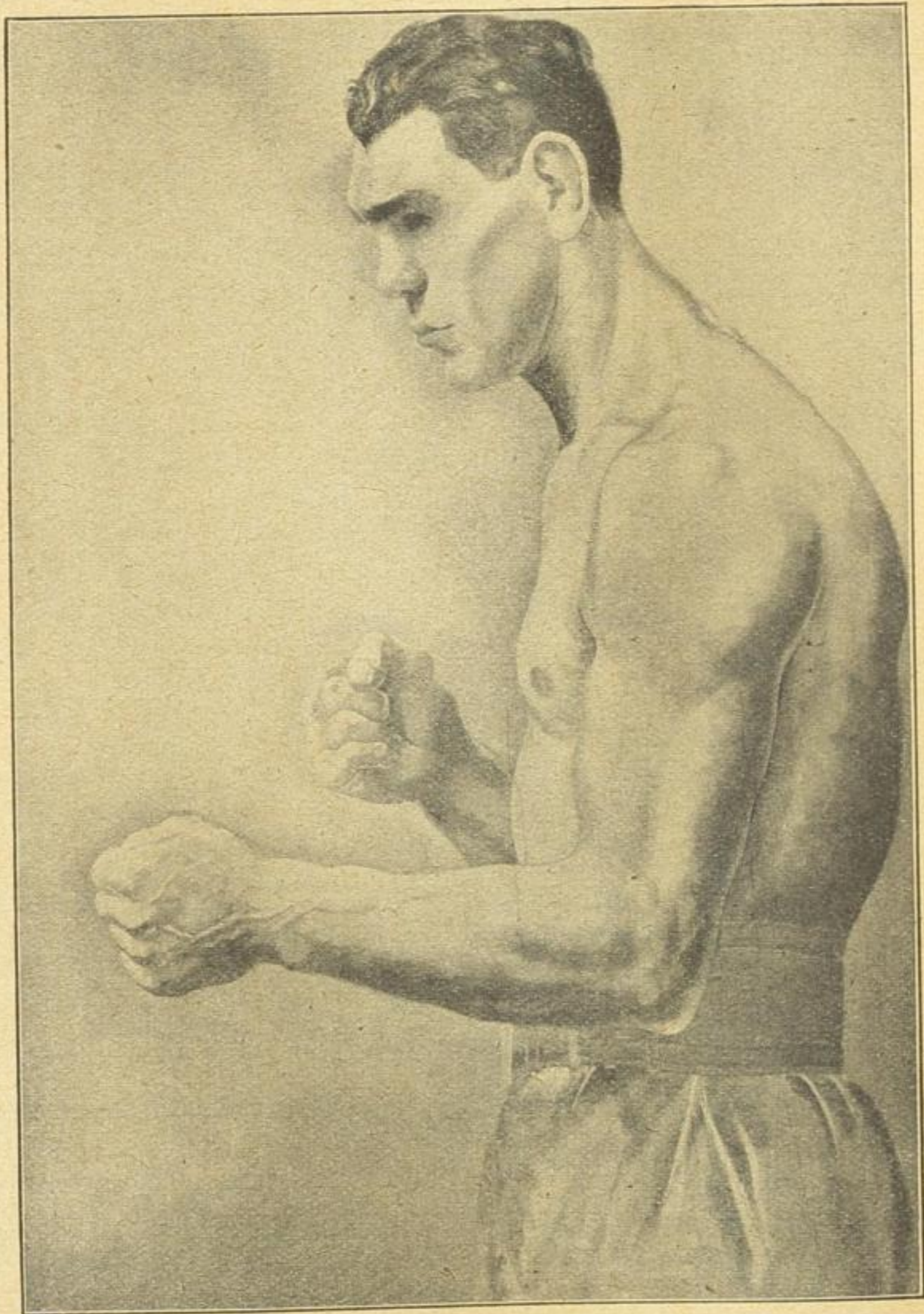
---

PREIS DES EINZELHEFTES: 0,80 RM. / HALBJAHRESABONNEMENT APRIL—OKTOBER 1927  
(3 SCHRIFTEN): 2,50 RM. / JAHRESABONNEMENT (9 SCHRIFTEN): 7,50 RM., EINSCHLISSL. PORTO

**VERLAG »DIE NEUE BÜCHERSCHAU«  
BERLIN - WILMERSDORF I**

Uhlandstraße 108/109 — Telefon Uhland 9063  
Auslieferung für die Schweiz: »Die Neue Bücherschau«, G. Suter, Zürich, Limmatquai 34;  
für Deutsch-Österreich und Nachfolgestaaten: Dr. J. Wertheimer, Wien VIII, Albertgasse 26





Boxer Schmeling

George Grosz

# LU MÄRTEN / ZWECK UND FORM IN DER JUNGEN LITERATUR

**W**ie wir seit dem Augenblick, wo die blinden wie die bewußten Agentien der Geschichte in ihren Zusammenhängen erkannt wurden, die bewußte Planmäßigkeit und Ordnung als logisch akzeptierten, so wäre es auch auf dem Gebiet der sogenannten Künste, die wir ja nicht mehr als metaphysische Geheimnisse annehmen, durchaus denkbar, an bestimmte Bedarfsforderungen zu denken. Im Grunde tut das die bürgerliche Auftraggeberschaft — z. B. die große Industrie — ja doch auch, wenn sie sich an den könnenden Gestalter bestimmter Dinge mit bestimmten Forderungen wendet. Nur scheidet man eben landläufig noch ein Gebiet der reinen Kunst davon ab. Es handelt sich aber in jedem Fall um die Inanspruchnahme eines bestimmten Könnens zu einem bestimmten Zweck, und nur der Mangel bestimmter Zwecke konnte die Einfälle der sogenannten „reinen Künste“ seit dem Mittelalter zu einem scheinbar für sich seienden Wert stabilisieren. Für die plastischen und malerischen Formen sind, wie gesagt, hinsichtlich des neuen Zweckes solche Aufgaben noch nicht möglich, weil keine kollektive Macht besteht, die sie beauftragen könnte. Nicht absolut, denn es ließe sich durchaus denken, daß die vorhandenen Genossenschaften sich mit ihren Anforderungen an fähige Köpfe wenden könnten — in Architektur, Innenausbau, Sprache usw. —, nicht das landläufige Schema solcher Dinge akzeptierten; aber solche Dinge sind hier zu wenig bewußt, und es fehlt vor allem an einer orientierenden Organisation, die die Kräfte bestimmen könnte. Auch scheint das Billigkeitsprinzip hier vielfach entscheidend zu sein. Für die literarischen Bezirke stellt sich die Sachlage anders. Aber insofern es sich nicht um praktische Aufgaben des Schriftwerkes in der engsten Bedeutung des Praktischen handelt, sofern wir in der Zone gedachter Dichtungen bleiben — einer Gestaltung, die das Lebenswichtige und Notwendige des proletarischen Seins und Willens im negativen wie positiven Sinne summieren soll, so ist hier die diktatorische Initiative weniger aus irgendeiner Kollektivität als aus dem Instinkt des Dichters zunächst zu erwarten, denn eben dadurch erweist er sich als der revolutionäre Dichter. Man kann auf ein Objekt hinweisen, aber man kann keine Anweisung geben, die die Kenntnis und Behandlung des Objekts garantierte. Das ist die Sache der Freiheit des Gestalters. Es ist meines Erachtens nicht richtig, so zu argumentieren, als sei die Stofflichkeit des proletarischen Seins eine nun erst zu beginnende Aufgabe. Das ist sie nur gemäß der bestimmten historischen Stellung des Proletariats. Vorläufer waren hierfür die

großen Gestaltungen, die das Leben und die Bedingungen des Proletariats (Zola, Sinclair und viele andere) oder einzelner Berufsklassen und Schicksale rücksichtslos konstatierend darstellten. Ebenso jene noch in diese Gegenwart fallenden Gestaltungen einer antithetischen Behandlung bestimmter Probleme, auch die gesellschafts-kritischen und satirischen Gestaltungen in der Literatur aller Länder. Von hier aus ermißt sich die Aufgabe für das Heutige. Sie findet eine seit dem Weltkrieg tiefer und krasser aufgepflügte Sachlichkeit, nicht eine neue. Aber sie muß sich zugleich an Schichten wenden, die ebenso neu und zum Teil unbewußt diesen Erscheinungen gegenüberstehen. Sie muß zugleich die Lebensnähe dieser neuen proletarischen Generation suchen, denn es ist die Tragik dieser proletarischen Generation, daß sie in diesen Dingen keine Tradition haben kann, solange sie eben Proletariat ist. Nach den zeitlich gewandelten Bedingungen der fundamentalen Kräfte, in Summa ihres Bewußtseins, hat aber eine solche literarische Manifestation eine innere Aufgabe, die über die Vorläufer auf diesem Gebiet hinausgehen muß. Sie hat den Weg, die unwidersprechliche und reale Lösung als synthetisches Resultat der Dinge oder Widersprüche, die sie aufreißt, zu weisen. Vor dieser Konsequenz blieb die ältere Literatur sozialrevolutionärer Sachlichkeit meist stehen, nicht so sehr aus Furcht oder Abneigung davor, sondern weil die konkreten Vorstellungen der neuen Gesellschaft unvorstellbar, unplastisch — der Darstellung sich nur in vagen Umrissen bietend — bisher bestanden. Auf diesem Gebiet ist das diktatorisch organisierende und ordnende Bewußtsein — das aufbauende, im Gegensatz zum bloß kritischen — ohne Zweifel seit den letzten Jahren und Ereignissen einige Schritte weiter gegangen. Von hier ergäben sich für die praktische sozial-wissenschaftliche Literatur sogar eine Unsumme von Aufgaben, nicht allein und zunächst für die dichterische. Weshalb es auch als ein Mangel an theoretischem Bewußtsein über alle diese Dinge erscheint, wenn immer wieder nur nach dem Dichter oder dem überragenden Dichtwerk des Proletariats ausgeschaut und davon geredet wird. Darüber wäre noch ein Wort zu sagen. Denn auch hier könnte Lebenswichtiges diktiert werden, und die Erfüllung als Leistung ist um keinen Grad geringer zu werten als eine Dichtung. In der alltäglichen Literatur der proletarischen Presse ist der proletarische Mensch und sein Schicksal — wie auch der bürgerliche Mensch — eine typische Figur, deren Anklagen, Verhalten, Reflexionen usw. immer erst wirkungsvoll werden sollen durch Antithesen ethischer Art. Es ist eine Art Schablone, deren Wert (der hier doch auch ausgesprochen agitatorisch sein muß) auf die Dauer zu bezweifeln ist. Schon durch das Moment der Schablonisierung gegenüber einem bestimmten gleichbleibenden Typus der Leser. Gibt es aber nicht stärkere und unendlich viele Realitäten des proletarischen Seins, selbst

wenn man den Begriff im engeren Sinne — den unmittelbar vom Kapitalismus abhängigen Proletariër faßt? Beweist sich die Tatsache des allgemeinen Unrechts und der Sinnlosigkeit nur an einem oder einigen Gegensätzen oder nicht in fast allen Zusammenhängen — jedenfalls in Millionen? — Ist das Unrecht erst dann eins, wenn wir den aktuell krassesten Fall eines Schicksals ihm gegenüberstellen, liegt es nicht vielmehr in allem proletarischen, auch dem differenten oder besseren Schicksal? Warum wählt man neben andern Dingen die Form einer Novelle, wenn es nicht gälte, den verschiedenen Schichten das Bewußtsein für Unrecht, Gefahr und Weg daraus von der seelischen Seite her einzuhammern? Wenn heute aus allen Ritzen und Winkeln bürgerlicher Existenzbauten proletarisierte Wesen kommen, so muß auch die literarische Kleinzebrung diese Aufgabe nicht ignorieren, denn sie muß nicht sein, wenn sie nicht Wirkung hat. Das Nein und Ja der revolutionären Weltanschauung ist aus allen Ritzen und Winkeln zu finden — nicht nur in der wiederholten Gegenüberstellung von Arbeitslosen und gefühllosen Reichen oder dem System, das keine Hilfe schafft. Ich erwähne das nur, um darauf hinzuweisen, wie unerschöpft die proletarische und revolutionierende Stofflichkeit noch ist, gerade da, wo sie am sichersten auf Reagenz stoßen muß; wie unerschöpft die Argumente der politischen und wissenschaftlichen Tatsachen, die in den Dingen liegen, gerade hier bleiben; daß die Gestaltungen, die an die Form der Dichtung grenzen, primitiv sind gegenüber allem andern Schriftwerk. — Auch die formal kleinste Literaturgestalt müßte sich ihrer vielansprechenden Aufgabe bewußt werden, daß sie sich nicht an ein Argument klammern kann, sondern an die Unzahl der wandelnden Argumente, in welcher Gestalt sie immer vorhanden. Daß sie vor allem nicht nur das auszusprechen hat, was der Leitartikel und andres schon besser ausgesprochen hat. Auch die Verheiligungen haben keine Wirkungen; — nur immer jene Spiegelungen, die den Menschen zum Stillstehen zwingen, was Kraft ist, Wahrheit — Wucht, Konsequenz, was unwidersprechlich ist. In der Literatur der russischen Revolution, von der uns zwar ein Teil — aber eben der aus dem Boden der Revolution entstandene — bekannt wurde, läßt sich konstatieren, daß, obwohl sie auf jede Reflexion über die Dinge verzichtet — gleichsam sie nur konstatiert —, sie eine Wirkung der Kraft, der Ermutigung auslöst. Und das, obwohl die grauenhaften Einzelheiten nicht verschwiegen werden. Es handelt sich nicht um Überreden, sondern — gerade wenn man das didaktische Element der Tagespresse zu Recht bestehen läßt — um das lückenlose Aufzeigen eines notwendigen und darum heroischen Kampfes. Um das Bewußtsein der Freiheit und Tapferkeit vor erhabenen Problemen, die niemand durchkämpft und löst, wenn nicht die Arbeiterklasse selbst. Es handelt sich bei aller revolutionären Literatur im Kern um eine die Hirne und

Seelen gleich anredende Manifestation; — um die gehörte Sachlichkeit des Ganzen, um jenen ausweisenden Affekt, der aus Tragik und Leid nicht nur das Gleiche reflektiert oder bloß Kampf, sondern auch Bedeutung und Ziel des Kampfes und aus alledem das aufsteigende Dasein einer Klasse und also des Menschen manifestiert.

Damit wird zusammenhängen: nicht eine absolut neue Form — wohl aber, daß die begonnene Durchdenkung der Sprache und des Wortes als architektonisches und musikalisches Mittel ihre besondere Anwendung findet. Die Ausschaltung des Unerheblichen gegenüber dem notwendig zu Sagenden — vielleicht einer Formaddition auch hier; denn die Aufgabe bedingt alle oder viele Mittel der Gliederung und Wirkung.

Das bloße literarische Streben nach dem Neuen, Verblüffenden erbrachte Resultate, die bisher wirkungslos verpufften. Die Urteile über diese und andere Dinge sind durchaus negativ. Es wird sich also hier um Wiederholungen handeln, denn jeder ernstliche Versuch zu einer „Reform“, zu neuen „Kulturdokumenten“ führt notwendig auf die andere Seite, die sich nicht als Kunst zunächst, aber ihrem Zweck und monumentalen Charakter nach klar vorstellen läßt. Nur wäre eine theoretische Klärung unter den Produzenten selbst zu wünschen; denn noch unterscheidet man nicht immer das Experiment privater Natur und die Aufgabe des Ganzen, dem auch die geistigen Arbeiter in ihren Revuen und Arbeiten dienen wollen.

Ihre Aufgabe innerhalb der europäischen Stagnation wäre gerade diese Klärung, für die die allgemeine revolutionäre Presse nicht Raum hat oder deren Aktualität sie nicht einsieht. Und doch zeigt gerade Rußlands Beispiel, wie notwendig Klärungen und zeitlich bedingte Konsequenzen auch auf den geistigen Gebieten sind.

\* \* \*

Anmerkung der Redaktion: Wir schließen den ausgezeichneten Aufsatz nicht ohne erneuten Hinweis auf das gehaltvolle Buch Lu Märten: Wesen und Veränderung der Formen, Künste, das jetzt im Verlag für Literatur und Politik, Berlin, erscheint.

## MARTIN ANDERSON NEXÖ IST »PELLE DER EROBERER« EIN AUTOBIOGRAPHISCHER ROMAN?

**E**s läßt sich nicht leugnen, daß Pelle der Eroberer sich in der allgemeinen Auffassung als ein autobiographischer Roman eingebürgert hat. Wer diese Anschauungsweise zuerst angelegt hat, und mit welcher Begründung, das weiß ich nicht; auf alle Fälle hat sie gut an-



geschlagen, ist allgemeingültig geworden. Und ich habe nicht protestiert, sondern mich im Gegenteil gefreut über diese Auffassung, die mir ein Beweis war, daß das Werk lebendig — erlebt — wirkte. Der direkten Frage gegenübergestellt, fühle ich mich aber verpflichtet, die beschämende Wahrheit auszuliefern.

Ein Kopenhagener Arbeiter kam eines schönen Tages zu mir auf das Land gereist, um zu fragen, wo die Arche zu finden sei. Denn er hatte seine Ferien dazu verwendet, das Kopenhagener Altviertel Kristianshavn kreuz und quer nach der Arche zu durchsuchen; sie war aber nirgends zu finden. „Wo liegt also die Arche?“

„Überall, wo Kleinleute zusammengestaut sind in feuchten, düsteren Mietskasernen, voll Ratten und Mäusen, Wanzen und den sonstigen Attributen des Elends. Kopenhagen hat eine Unmenge solcher Höhlen; du selbst bist oft genug in der Arche gewesen,“ antwortete ich.

So, so! es war also nur etwas, das ich erfunden hatte! Der Mann war sichtlich enttäuscht.

Und wahrscheinlich wird es vielen anderen meiner Freunde unter den Arbeitern auch so gehen, wenn sie erfahren, das ich überhaupt sehr wenig von dem Stoff in Pelle dem Eroberer erlebt habe, daß das Werk im großen und ganzen freie Dichtung ist — „eine Lügengeschichte“, wie das Volk daheim in meiner Kindheit sich unbarmherzig ausdrückte. Dagegen ist aber nichts zu machen.

Auf der anderen Seite werden die Ästhetiker wahrscheinlich jetzt bedeutend mehr Respekt vor mir bekommen, und auch damit muß ich mich abfinden. Bis jetzt bin ich so ziemlich davon verschont geblieben, zu dem, was Henrik Pontoppidan „die Zunft der literarischen Formschneider“ nennt, gezählt zu werden. Aber jetzt? Ich fühle schon ein Jucken über den ganzen Körper!

\* \* \*

Pelle kommt nach der Insel Bornholm als achtjähriger Bub — genau wie ich, und wird Hirtenjunge — genau wie ich; so viel enthält der erste Band vom gemeinsamen Schicksal. Er kommt mit seinem alten Vater aus einer entlegenen Gegend Schwedens und wird Hirtenjunge auf ein Gut; ich komme mit Eltern und Geschwistern aus Kopenhagen und weide in der städtischen Allmende die Kühe der Kleinstädter; zu der Zeit hatte fast jeder Handwerker oder Fischer in den Kleinstädten Bornholms eine Kuh. Der Steinhof ist ganz und gar Pelles Welt; ich selbst hatte mich, als ich das Buch schrieb, nie auf einem großen Hof aufgehalten. Und doch kennt jeder Bornholmer den Hof und weiß genau, wo er zu suchen ist; nur daß einige ihn am Südende der Insel unterbringen, andere Nordlands.

Noch schlechter steht es um das (in äußerem Sinne) Selbsterlebte im

dritten und vierten Band. Ich habe nie als Handwerker in Kopenhagen oder anderen Großstädten gearbeitet, hatte daher keine persönlichen Kenntnisse von der Gewerkschaftsbewegung, und kannte, als ich das Werk schrieb, keinen von den Arbeiterführern. Ich hatte durchaus freie Hände, und „Der große Kampf“ beruht ganz und gar auf innerem Erlebnis, in Bewegung gesetzt durch das Lesen einiger alter Jahrgänge des „Social-Demokrat“.

Nur für den zweiten Teil „Lehrjahre“ kommt das im äußeren Sinne Selbsterlebte in Betracht, indem die Schilderung der Schusterwerkstätte und des jungen Meisters, teilweise auch die von dem alten Jeppe, auf die Wirklichkeit baut und ziemlich treu zu ihr hält.

Einer älteren Dame aus der Bourgeoisie tat es sehr leid, das Vater Lasse nicht mehr unter den Lebenden war; sie hätte gern eine Lebensrente für ihn ausgesetzt. Es war mir nicht möglich, ihr klar zu machen, daß Vater Lasse nie gelebt hatte und dennoch lebte, daß er ein gedichtetes Symbol sei, geschaffen, um eine Welt von verhutzelten Greisen zu repräsentieren.

Und Die Kraft? Hervorragende Kritiker haben darauf aufmerksam gemacht, wie erdgewachsen und chemisch frei von aller symbolischen Bedeutung er ist, ganz aus dem realen Leben herausgeschnitten! Hat er denn je gelebt? Ja, als die geniale Veranlagung des Proletariats, als sein Überschuß. Wie die Arche ein Generalnenner ist für die Höhlen der Armut, wie Vater Lasse eine ganze Generation von abgenutzten Getreuen repräsentiert, so ist Die Kraft Verkörperung der hoffnungslos emporstrebenden Kräfte innerhalb des Proletariats. Es war eine technische Notwendigkeit, alle Mietskasernen des Elends in einer Riesenkaserne zusammenzufassen — um nicht den Stoff zu zersplittern; und es war künstlerisch notwendig, die vielen, hoffnungslos kämpfenden Schicksale in einem, dem Schicksal der Kraft, zu potenzieren. Pelle der Eroberer ist zwar umfangreich; die Welt, die der Roman schildert, ist aber sozusagen unendlich, und richtig gesehen ist mein Werk ungeheuer konzentriert. Fast jede einzelne seiner Gestalten hat den Dienst eines Symboles übernehmen müssen.

Äußerlich habe ich also sehr wenig von dem Inhalt des Werkes erlebt, ehe ich es ausarbeitete; beträchtlich mehr davon erlebte ich, nachdem es erschienen war. Viele Männer und Frauen aus der Unterklasse sind zu mir gekommen und haben gefragt, woher ich ihr Leben kenne, da ich es doch auf Schritt und Tritt geschildert habe; der eine und der andere von den Arbeiterführern ist gekommen und hat sich als Pelle identifiziert. Und die Entwicklung selbst hat mir dann und wann ein Kapitel des Buches vorgeführt — in lebenden Bildern.

\* \* \*



„Hinkemann“

Karl Rabus

Und doch ist Pelle der Eroberer ein selbstbiographisches Werk, gebaut auf meine eigene Entwicklung, mein eigenes Leben — nur nicht in rein äußerlichem Sinne. Wie hätte ich überhaupt Pelle, den Träger der neuen Welt, ohne tief in mich selbst zu greifen, erschaffen können? In der Literatur waren alle großen, umfassenden Schilderungen über den Entwicklungsgang des Menschen, von Bürgerlichen — also von den Männern einer sterbenden Zeit — über Bürgerliche geschrieben; sie mußten negativ enden und in Pessimismus hinauslaufen! Und sie beanspruchten, die ganze Menschheit zu umfassen, galten aber nur ihren Schlacken. Diese Schilderungen waren wenig befriedigend für einen, der von unten kam und erst dabei war, das Dasein anzufangen. Ich und die Meinigen hatten alles zugute und waren nicht geneigt, uns damit abspeisen zu lassen, daß die Welt alt und abgetragen — nur weil die vorige Schicht von Männern es war.

So ungefähr sehen dann die Voraussetzungen Pelle des Eroberers aus: Lichtes Gefühl im Aufstieg zu sein, innerliche Empörung dagegen, mit dem Verblühten über einen Kamm geschoren zu werden.

Gewiß war ich gezwungen, Pelles Gestalt — wie übrigens alle Gestalten des Werkes — aus mir selbst heraus zu bauen; niemand kann zuguterletzt anderswo schöpfen als bei sich selbst. Andererseits ist es aber auch ein unerschöpflicher Brunnen, so man hinreichend in die Tiefe geht. Vielleicht ist doch das ausgeprägte Solidaritätsgefühl des Proletariats mit einem tieferen Mitwissen identisch, als man es in den übrigen Gesellschaftsschichten findet. Auf mich wirkt der typische Schicksalsverlauf des Proletariats immer als Selbsterlebnis; oft ist es mir unmöglich, meine eigenen Erlebnisse von denen der anderen getrennt zu halten; und habe ich sie erst bearbeitet, gelingt es mir nimmer. Es ist also eine sehr leichte Sache, mich auf „Lüge“ zu ertappen.

Das Kristianshavn, das ich im dritten Band von Pelle der Eroberer geschildert habe, habe ich in den ersten zwei Jahren meines Lebens erlebt. So alt war ich, als meine Eltern sich anderswo in Kopenhagen niederließen; und ich war nur acht Jahre alt, als wir ganz von der Hauptstadt wegzogen und nach der Insel Bornholm fuhren. Trotzdem sind diese Jahre mir ein sicherer Schlüssel zu der Arbeiterwelt der großen Städte; ich glaube, ich würde mich in irgendwelchem Hinterhof der Welt mit zugebundenen Augen zurechtfinden können. Es ist eine Ortskenntnis, die tief in mir steckt — unter allen Erfahrungen — als ein wunderbares Mitwissen, das ich nicht klarlegen kann.

Dies verborgene Mitwissen trägt im wesentlichen Pelle den Eroberer, und das erklärt vielleicht, weshalb man aus dem Buch ein selbstbiographisches Werk hat machen wollen. Es ist selbstbiographisch, aber in dem — tieferen — Sinne, daß die Erlebnisse des Proletariats durch Zeit und Raum auch in innerlichem Grade die meinen sind. Persönlich habe ich — es sollte eigentlich überflüssig sein, es zu erwähnen — sehr wenig von dem Stoff in meinen Arbeiten erlebt.

In dieser Verbindung möchte ich darauf aufmerksam machen, daß die Geistesform der Unterklasse wesensverschieden ist von der der höheren Gesellschaftsschichten. Das Individuelle ist nicht Sache des Proletariats — und auch nicht der Egoismus, dem es oft genug als Deckmantel dienen muß. Er baut seine geistige Kultur mehr auf Mitwissen als auf Selbstschauung; Mitwissen ist überhaupt das Dominierende bei ihm, sein Wesensmerkmal. Deswegen sollen so viele wie nur möglich mit in die Welt hinüber, die ihm seine Träume bauen; deswegen auch formt er seine Lebenserfahrungen allgemeingültig — als Sprichwörter! Auf der anderen Seite wieder stärkt er sich bei den anderen, ohne kleinlich nach dem Urheber zu schauen; das, was er sich aneignet, wird ganz sein Eigentum. Aus diesem Grunde sind z. B. die Dichter des niederen Volkes gewöhnlich namenlos.

Diese Gemeinschaft in Leid und Freud, dieses Mitwissen, das so wunderbar die Unterklasse zu einem einzigen, mächtigen Wesen macht, ist es ja,

die heute dabei ist, sich als erdumspannende Solidarität bewußt zu werden. Ich habe meinen reichen Anteil an diesem Mitwissen bekommen, und das ist meine Legitimation als Schriftsteller. Meine Fähigkeiten sind überhaupt die der Unterklasse, sie sind aus ihr hervorgegangen und gehören ihr an. Es ist oft genug gesagt worden zu meiner Verkleinerung, ich würde es nie fertigbringen, den Proletarier abzuschütteln. Ich selbst aber fühle dies als eine Auserwählung.

In der geistigen Welt des kleinen Mannes ist kein Raum für Zufälligkeiten, die Mittel sind nicht dazu. Die verschiedenen Begabungen, die er hervorbringt, haben alle einen und denselben Zweck! Sie sind wie die Fühlhörner der Schnecke — Fähigkeiten, die er aus der Tiefe dem Licht und der Welt entgegenstreckt, um beide einzufangen. Oft genug versagten sie und nutzten die reiche Ausstattung, die er ihnen mühsam mitgab, dazu aus, sich hinüber auf der anderen Seite zu bergen und ihn in Stich zu lassen. Überall auf leitenden Posten saßen seit Jahrzehnten Proletariersöhne und hatten ihren Ausgangspunkt vergessen.

Die späteren Jahre haben hierin eine Änderung gebracht; heute kann der kleine Mann Söhne ausrüsten und in die Welt hinausschicken, um sie zu erobern, ohne daß sie die Heimat im Stich lassen. Seine geistige Vorhut hat schon wichtige Höhen besetzt und ist eifrig dabei, seinen jahrhundertlangen Traum der Neuwertung zu verwirklichen.

Auf diese Söhne des Proletariats und ihre Tätigkeit passen die alten Maße nicht richtig. Und die gute alte, ästhetische Lebensanschauung kommt auch nicht richtig mit ihnen vorwärts, sie bringen sie zu oft in Gefahr!

Ach, die schwierige Ästhetik! Wie oft habe ich nicht zu wissen bekommen, das Menschliche sei wohl bei mir in Ordnung, es haperte aber, offen gesagt, mit der Kunst.

Ich verbeuge mich jedesmal in tiefster Ehrerbietung vor dem Urteil, werde es aber trotzdem wohl nie fertigbringen, Feuer zu fressen.

\* \* \*

Biobibliographische Notiz: Martin Andersen Nexö, 1869 in Christianshavn, dem ältesten Arbeiterviertel Kopenhagens, geboren, verbrachte seine Jugend als Bauernknecht, Handwerker, Maurer und lernte so von früh an das Leben des Proletariats, seine Sorgen und Nöte kennen. Im Jahre 1894, nach einer schweren Rippenfellentzündung, verschaffte ihm die Witwe des Dichters Molbech die Mittel, daß er nach dem Süden gehen und seine Lungenkrankheit auskurieren konnte. Fast zwei Jahre lebte er damals in Spanien und Italien. Seit dieser Zeit begann er seine Tätigkeit als Schriftsteller und wurde bald einer der gelesensten und beliebtesten Autoren des Proletariats, dessen bitteres Dasein er in vollendeten Erzählungen und Romanen gestaltete. 1898 brachte er sein erstes Buch „Schatten“ heraus. Er ist heute der Altmeister der sozialen Erzählung, dessen Werk, neben dem Jack Londons und Upton Sinclairs, für eine ganze

Literaturrichtung vorbildlich wurde. — Von seinen Werken sind in deutscher Sprache erschienen: Der große Roman „Pelle der Eroberer“ im Insel-Verlag, Leipzig; seine anderen Bücher im See-Verlag, Konstanz, und zwar: „Tiefseefische“ und „Lobgesang aus der Tiefe“, zwei Novellenbände; „Eine Mutter“, Roman; die Reisebücher „Sonnentage“ (dieses außerdem in der Büchergilde Gutenberg) und „Dem jungen Morgen zu“, Schilderungen von einer Rußlandreise. Über Martin Andersen Nexö unterrichtet ausgezeichnet die gleichfalls im See-Verlag, Konstanz, erschienene Monographie von K. K. Nicolaisen.

Die Redaktion.



Bleistiftzeichnung

A. W. Dressler

# EIN PROLETENLEBEN

## Erzählung von Jean Tousseuil

Jacob Clarambaux war, bevor er Monque ward, auch einmal ein kleiner Junge gewesen. In seiner Kindheit hatte er das freudlose Leben eines Proletarierkindes geführt, denn sein Vater, dem ein böses Herzleiden verbot, in den Tiefen der Minen zu arbeiten, hatte an seinem Tagelohn nicht schwer zu tragen.

Als Jacob zwölf Jahre alt war, mußte er Winter und Sommer, bei Frost und Regen schon um fünf Uhr morgens aus seinem warmen Bette kriechen. Dann trottete er bis zu den Kalköfen und ließ auf dem gefrorenen Boden und den Steinen seine kleinen Holzpantoffeln klappern. In den kurzen Tagen ging er noch früher weg und begleitete seinen Vater, der es noch weiter hatte. Spät abends kam er nach Hause; mit müdem Rücken, wie ein gebrochener kleiner Greis, denn er mußte zehn Stunden lang den Karren schieben. — Ein Jahr später arbeitete er an den Öfen, um zwei Sous täglich mehr zu verdienen. Er stapfte in dem schwarzen Kot der Abzugsgräben herum, der im Sommer brannte und im Winter gefroren war. Manchmal betäubte ihn das ausströmende Gas, dann konnte es sein, daß er bis zu den Knien in die schmierige Masse einbrach. — Das war sein Leben 300 Tage im Jahr, und diese fürchterliche Einförmigkeit einer Kindheit als Arbeiter wurde nur durch den Kauf von neuen Holzpantoffeln, einer Mütze um einen Franken, eines Anzugs um fünf Franken oder einer Tonpfeife unterbrochen. Und dann war da noch Marie, die kleine verzärtelte Schwester, das zierliche Kind, das in dem traurigen Hause und bei den armen Leuten wie verloren schien, und dem er manchmal Überraschungen mitbrachte, Zuckerwerk, bunte Steinchen und zum Nikolo eine Puppe — für 19 Sous bitte — die er sich mühsam an 19 Sonntagen abgespart hatte, eine Puppe, die das kleine Mädchen vor Freude erzittern ließ.

Er wurde größer und älter. Winters stak er in schweren Kleidern, sein Appetit wuchs, und im Garten mußte es Kartoffeln

für das ganze Jahr geben. Im Katechismus lernen die armen Kinder, daß Fraß und Völlerei Todsünden seien. Nun, er konnte niemals sündigen. Einmal war eine Orange ins Haus gekommen; er hatte sie scheibenweise Marie gegeben, obwohl ihm selbst das Wasser im Munde zusammenlief.

Mit fünfzehn Jahren sortierte er den Kalk in den Waggons und den Kähnen und verdiente dafür zwei Sous täglich mehr. Er arbeitete eifrig auf diesem Vertrauensposten und gewann eine große Geschicklichkeit. Mit seiner zweizackigen Haue wußte er den Kalkstein zu entdecken, den das Feuer nicht richtig gebrannt hatte, und schon hatte er ihn auf die Strecke oder ins Wasser geworfen. Augen, Hände und Füße schmerzten ihn; vor allem im Sommer, wenn ihm der Schweiß in Tropfen von der Stirn rann. Aber dafür brauchte er nie mehr Kälte leiden, außer wenn es am Flusse allzusehr stürmte. Im gefiel der weiche Kalk, der brannte und knisterte und dessen Wärme ihn nach Mittag etwas einschläferte. Über den Mund hatte er ein Taschentuch geknotet, das schützte ihn gegen den fresenden Staub; aber es gefiel ihm da, er hielt es zwei Jahre aus. Die Arbeitsgefährten sangen Gassenhauer, wenn sie ihre Karren schoben, er grüßte immer die Leute, die ihm am Wege begegneten: „Guten Morgen der Herr“, „Guten Morgen die Dame“.

Die Arbeiter beim Zinkofen kannten ihn alle beim Namen: „Grüß dich, Jacob.“

Der Vater starb, Jacob verdiente 1,25 Franken täglich, davon konnte man nicht mehr leben. Er ließ sich bei den Kalkmühlen anwerben. Das Leben war hart in der verdammten Bretterhütte, die man den ganzen Tag rauchen sehen konnte. Der Staub der Steine machte die Augen rot und verstopfte die Ohren und den Magen der sechs jungen Burschen, die dort arbeiteten. Sechs Leute waren notwendig für das Mühlenwerk, aus dessen Ausguß man den Kalk in 60-Kilo-Säcken schleppen mußte. Die sechs jungen Galeerensklaven, die über Tag während der Arbeit noch genug Luft hatten, um zu lachen und sich gegenseitig allerlei Schabernack anzutun, hatten am Abend die Fäuste und die Hüften bis aufs Blut durchgescheuert.

In den ersten zwei Wochen konnte Jacob fast nichts essen.



Ein Kreidegeschmack trocknete ihm den Mund aus und verbrannte ihm den Magen. Er verdiente nun 1,75 Franken pro Tag. Nach der dritten Lohnzahlung hatte die kleine Schwester einen lackierten Strohhut und eine neue Kattunschürze. Sie besah sich in ihrem blinden Spiegel und plapperte: „Ich bin hübsch, Jacob, wir werden beide zusammen in die Kirche gehen, und du wirst deine blaue Krawatte umbinden.“ Und der große Junge zog an seiner Pfeife und strahlte wie ein guter Vater.

Allmählich schärfte sich sein Verstand, obwohl er im Wachstum zurückgeblieben und sein Gesicht sich wenig verändert hatte, ein armes, kleines Antlitz, runzelig und unruhig, dem erst der Staub der Mühle wieder Glätte verlieh.

Wie die anderen Arbeiter freute sich Jacob am meisten auf den Sonnabendabend; am Sonntag brauchte man nicht zu arbeiten; und dann wartete man noch mit Ungeduld auf den Lohnungstag, ohne daran zu denken, daß es erst einer harten Arbeit von zwölf Tagen bedurfte, bis er herankam, und daß man dann wieder um zwölf Tage älter war — — und das Alter bedeutet sehr viel Elend für Leute seines Schlages.

Man konnte das füglich ein Leben nennen. Nur sein Magen machte ihm Beschwerden. Das Schlucken des Steinstaubes war nichts für ihn. Er beschloß daher, einen anderen Staub zu atmen und ging wieder zum Kalkofen zurück, um Karren zu schieben. Die sanfte Wärme des Kalkes umfing ihn wieder. Die Loren waren schwer und heiß, und im Sommer mußte man Wasser trinken bis zum Platzen. Aber man platzte nicht, sondern verdiente 2,25 Franken oder sogar noch mehr pro Tag, denn man arbeitete im Stücklohn. Fünf Centimes für die Lorenladung vom Ofen bis zum Waggon. Oft brachte er es bis zum Abend auf mehr als 45 Ladungen, wenn auch sein Körper dabei sichtlich zugrunde ging. Nach der Tagesarbeit schleppte er sich mit müden Gliedern bis zum Weiler, wo Mutter und Schwester ihn froh begrüßten.

Die Schwester verdiente nun ihre fünf Sous täglich in der Schneiderei, Mutter und Bruder waren glücklich, daß sie ein Handwerk konnte. Sie würde ihrem Mann später schon mitverdienen helfen. Wenn Marie nicht dabei war, sprachen sie davon.

„— und wir hatten Hunger,“ sagte die Mutter „da haben wir uns Zwiebelsuppe gekocht, es geht uns jetzt ja doch etwas besser, Gott sei Dank.“

Sein ergebener Fleiß brachte Jacob die Ernennung zum Ofenheizer. Das Handwerk war ungesund, die Oféngase betäubten die Arbeiter wie ein schlechter Schnaps, aber man verdiente 2,30 Franken pro Tag auch dann, wenn der Regen die Karrenschieber von der Arbeitsstelle vertrieb. Übrigens war diese Zeit die schlechteste, die man sich vorstellen konnte. Die Öfen rauchten noch mehr als sonst, und manchmal schlug eine tückische Flamme aus der Kohlenglut und versengte ihm Haare und Augenbrauen. Aber im Winter war es schön da oben, und die Heimchen wußten das sehr gut, denn sie zirpten in den Mauern unter dem Heizer, der mit seiner langen Stange die Steine in Schichten legte oder sie mit großen Schaufeln voll feuchter Kohle bedeckte. Jacob liebte sein Handwerk und war stolz darauf.

„Na, wie geht's“, fragte der Direktor und putzte sich die Nägel. „Ich habe sechs Schichten gemacht, Herr Direktor“, sagte er und stand habtacht mit seinem Schaufelstiel.

Einmal war der Zweifel über ihn gekommen. Er aß sein Mittagbrot in einer Bretterhütte am Fuße des Steinbruches zusammen mit den Waggonarbeitern und Ofenputzern. Einmal war ein Franzose, ein Zugvogel, mager und zerlumpt, angeworben worden, als man Arbeitskräfte brauchte, und hatte sich beim Mittag zu ihnen gesellt. Zwischen zwei Bissen oder zwei Hustenanfällen hielt er Reden; hätte der Direktor ihn gehört, so wäre der Fremde keine Stunde länger auf der Arbeitsstelle geblieben. Übrigens ging er nach einer Woche von selbst weg, ohne von sich hören zu lassen. Aber Jacob dachte viel über das nach, was der andere gesagt hatte. Der Vagabund war ein kluger Kopf. „Ein Blödsinn, zu arbeiten, wenn nicht die ganze Welt es tut, schwer zu fronden für wenige Pfennige, während andere nichts getan haben, und trotzdem reich sind.“ Der Notar und der Schnapsbrenner seien ebensolche Taugeichtse wie der Vagabund, dem sie ein Almosen verweigern, und den sie zur Arbeit in die Fabrik schickten.

„Die Arbeiter arbeiten sich krumm von früh bis zum Abend. Sie sind zu müde, um Gefallen an ihrem Weib zu finden, die

Reichen stehlen ihnen übrigens die schönsten. Man verlangt von ihnen viel Kinder, damit es viele Arbeiter gibt, viel Arme, damit sie das Maul halten, weil sie an die Mäuler denken müssen, die sie zu füttern haben. Man sollte überhaupt keine Kinder mehr haben.“ Jacob zerbrach sich den Kopf darüber. Dann sollte er zum Militär kommen, zog aber eine gute Nummer, und die bösen Gedanken, die der Franzose dem armen Jungen eingeblasen hatte, verflüchtigten sich in der Freude, daheim bleiben zu können, sich nicht aus dem Dorf entfernen zu müssen, dessen Antlitz man so gut kannte, und seiner Mutter alle vierzehn Tage 27,60 Franken nach Hause bringen zu können. In der Nachbarschaft sagte man mit Recht, daß man bei Clarambaux sehr schön lebe, denn auch Marie verdiente sechs Franken wöchentlich.

Sie lebten glücklich, denn sie hatten einander gern.

Da starb die Mutter, so plötzlich wie der Vater, an einem Abend, da der Geruch eingemachter Früchte das Haus durchzog. Die beiden Kinder sprachen immer von der Toten, während sie ein Fruchteglas nach dem andern leer aßen, und noch lange Zeit suchten sie ganz verstohlen die Spuren ihrer fleißigen Hände in alten Andenken, die in der Kommode lagen, einer alten Kommode, die nach Lavendel roch, ihrer Lieblingsblume. Jean Smal trat in ihr Leben, und Jacob begann ruhiger in die Zukunft zu blicken. Der junge Mann hockte an manchen Winterabenden mit ihnen am Feuer und schwatzte munter darauflos, erzählte von den Zentnern Steinen, die er gehauen hatte, er erzählte dies und das, und manchmal auch erwähnte er Maries Namen.

„Sie hat mir gestern gesagt, daß die Kartoffeln im Keller erfrieren.“

An einem regnerischen Morgen erscholl der Steinbruch von dem Echo eines unheimlichen Einsturzes und von den Warnungsrufen der Wächter, und der kräftigste Steinbrecher des Werkes „Unsere liebe Frau“ mußte das Feld auf den Schultern von vier Genossen verlassen. Die Beine waren ihm zerschmettert und die Stirn durchlöchert, im Röcheln trank er sein eigen Blut. Während des Transports ward er still. Letzte Ostern war er zwanzig Jahre alt geworden.

Vater, Mutter und Jean waren in einigen Jahren dahingegangen.

War das alles?

Nun waren die beiden Geschwister wieder ganz allein, und sie fühlten sich sehr einsam. Jacob griff wieder nach Schaufel und Schürhaken und sah zu, am Feierabend recht rasch heimzukommen, um Marie wiederzusehen, die seit dem Unglück bleich und sorgenvoll umherschlich. Eines Abends sagte sie ihm, daß sie ein Kind haben würde. Eine Woche später ließ er sich untermags anwerben. Und seither lief er immer schnurstracks nach Hause aus Furcht, Marie würde plötzlich nicht mehr da sein. Er lief die Straße entlang in seinem Arbeitsanzug und mit seinen Holzpantoffeln, die auf den Steinen klapperten, und mit seiner Kaffeeflasche, die an die Rockknöpfe schlug.

In der Morgendämmerung fuhr er ins Bergwerk ein. Er hatte seinen Kalkofen nur schweren Herzens verlassen, denn er fürchtete sich vor der Nacht in der Tiefe. Das Loch sah übrigens nicht sehr einladend aus. Der Eisenstaub hatte alles in der Runde abgenagt, das Unkraut, das trotzdem noch zwischen den Steinen wuchs, war schmutzig rot, und die Bergleute färbten die Waldwege, auf denen sie kamen und gingen, eine Meile in der Runde rot. Jacob schob seine Lore durch die braune Finsternis. Seine kleine Lampe versengte ihm Kinn oder Faust, und er dachte an die Heimchen im Kalkofen, die wohl da oben zirpten wie zu seiner Zeit. Das Bergwerk war naß. In den Stollen lag ein Geruch von schlechten Pilzen und von verfaultem Holz. Die Wassertümpel waren rot wie geronnenes Blut. Hier und da warfen blasse Flämmchen zuckende Lichter auf die Wände, von denen Wasser tröpfelte, und beleuchteten einen Augenblick die weißen Schimmelpilze auf dem Holzwerk. Dumpfe Explosionen grollten und füllten die Löcher des Bergwerks mit Staub, der hart am Gaumen klebte. Dann schallten von Neuem die Hämmer überall auf einmal, die leeren Loren rollten mit dem Geräusch von altem Eisen vorbei, dann wurde plötzlich alles wieder still. Die Pumpen klopften wie ein Herz, und die Luft war geschwängert mit Explosionsgasen, mit Kerzen- und Öldunst. Jacob klapperte vor Kälte, wenn er während der Arbeit etwas ausruhte. Aber da unten verdiente man das Geld scheffelweise. Volle vier Franken täglich. Dem Kleinen, das da kommen würde, sollte nichts fehlen.

Der Kleine kam in der Weihnachtsnacht zur Welt, wie früher einmal der kleine Jesus, und er wuchs auf wie ein Unkraut. Es war ein aufgewecktes Kind. Wenn es kalt war, erwartete er „Monque“ am Fenster, im Sommer an der Gartentür:

„Monque!“

„Bist du artig gewesen?“

„Ja Monque.“

Jacob Clarambaux ertappte sich manchmal selbst darüber, daß er auf seinem Wege flötete, natürlich nur, wenn er allein war. Zum Nikolo bekam der kleine Johannes Schätze, richtige Schätze.

Und am Sonntag, da gingen sie spazieren. Monque hatte seine Sprache wiedergefunden, die er als Kind verloren hatte.

Nun, in diesem Jahre war der Frühling strahlend und feierlich. Er schmückte die Bäume mit Vögeln, Blättern und Blumen, verlieh dem Wind Wohlgeruch und machte das Wasser klar, stickte, kämmte, mischte feine Gerüche, schwellte die Kehle der Amseln und Sperlinge, hauchte Käfer in die Luft und riß die Fenster auf. Wenn man sich über die auferstehende Erde beugte, fühlte man die unzähligen Wunder, die sie wirkte.

Das war ein wundervoller, ein unvergeßlicher Frühling, der das Bergland verzauberte und dessen erhabenes und lächelndes Gesicht man in den Wäldern der Umgebung sehen konnte.

So zog denn eines Sonntags der Onkel mit Johannes aus in den Michaelis-Grund. In seiner großen, schwieligen Hand hielt der Mann das Händchen des Kindes, das ernst und artig geworden war, und dort im Walde setzten sie sich im Heidekraut nieder.

Es war sehr milde. Glockenklang verlor sich in den Bäumen, die Sonne war nicht mehr zu sehen. Nebel hüllte die Landschaft ein. Der Wind bewegte das Haar der Birken, und die Buchen, die vor zwei Wochen noch so verdächtig ausgesehen hatten, waren ganz grün geworden. Grüne Tannen mit kupferroten Stämmen hatten gelbe Kerzen aufgesteckt wie Weihnachtsbäume: Sie dufteten nach Harz und kalfaterten Schiffen. Aus den Saftknospen quoll das Harz. Totes Laub leuchtete wie Phosphor, und aus den Weidenkätzchen tropfte Honig. Die weißen Birkenstämme sahen wie eine Feenlandschaft aus; in den Schneisen raschelte das rote Eichenlaub. Eine Amsel

flötete, es klang wie ein Junge, der auf dem Heimweg von der Schule vergnügt mit gespitzten Lippen pfeift.

Im Wald war große Versammlung von Vögeln und Insekten. Grün war die Lieblingsfarbe, zartes Grün, dunkles Grün. Jelängerjeliieber, Heckenrosen, Weiden, Birken, Buchen; das glänzende Grün der Stechpalme, das stimmungsvolle Grün der Eschen, und über all dieser Auferstehung machten die Eichen große dunkle Gebärden. Und längs der weichen Mooswege gab es Blumen. Der Onkel saß auf einem frischen Baumstumpf, den das Beil des Holzfällers verschont hatte, und schnitzte einen Stecken aus Rosenholz. Er blickte auf das Kind und erschrak über dessen verändertes Gesicht. Ihre Blicke begegneten sich und Johannes sagte:

„Danke, Monque.“

Der Mann begriff nicht gleich.

„Danke, Monque.“

Er besah den Stecken und dachte ihn dem Kind zu geben. Johannes breitete die Arme aus, als wollte er den Wald gegen sein Herz drücken.

„O wie schön, Monque, danke.“

Er schluckte an etwas, er weinte, er lachte.

„Ach, wie schön, Monque.“

Der Mann nahm das Kind in seine Arme, und so gingen sie durch die Fluren heimwärts. Jacob Clarambaux war darauf gekommen, daß der Junge nicht so wie andere Kinder war, und das lag ihm zentnerschwer auf dem Herzen, und während des Weges wackelte er mit dem Kopfe. Er wollte Marie nichts davon sagen, um sie nicht noch trauriger zu machen.

Das Kind verehrte den Mann wegen dieser Spaziergänge zu zweien. Er war den ganzen lieben Abend lang unzertrennlich von ihm, bis zu dem Augenblick, da der Schlaf seine kleinen Augen schloß.

Nach mühevolem Nachdenken war sich Johannes bewußt geworden, daß der Onkel nur Sonntags da war, und er fragte ihn:

„Wo spielst du denn den ganzen Tag, Monque?“

Jacob hatte lachend geantwortet:

„Ich spiele nicht, du kleine Kröte, ich arbeite, ich breche rote Steine in einem großen Loch.“

„Armer Monque“, dachte Johannes, dem das Loch Furcht einjagte.

Und nun wird eines Nachmittags das Dorf lebendig. Zwei Frauen kommen vorüber. Die eine läßt ihre Holzpantoffeln auf der Straße klappern, die andere läuft mit den Pantoffeln in der Hand.

Und Marie gibt Johannes einen Kuß und vertraut ihn der alten Katarina an. Die gibt dem Kleinen, um ihn zu zerstreuen, die Kaffeemühle mit dem leuchtenden Messingkragen zum Spielen.

„Ich komme gleich wieder“, hatte die Mutter gesagt.

In den Höfen und auf dem Feld sieht man Schatten mit aufgeregten Gebärden, Wortfetzen flattern über die Gartenhecken.

„Wassereinbruch im Eisenwerk.“

„Vierzig Ertrunkene.“

„Jacob soll drin geblieben sein.“

„Arme Marie, was wird sie jetzt anfangen?“

„Ja, so gehts bei uns; wenn man sie wenigstens noch herausfischt.“

Die Schwalben flattern am Boden. Von der Kirche tönen langsame schwere Glockenschläge.

Die Leute gehen die Straße entlang, und ein Hundekarren kommt von der Höhe des Petit-Warret herunter. Man hört noch immer Worte über die Hecken hinweg.

„Die Pferde sind hin.“

„Arme Viecher.“

„Keine lebende Seele in Landenne.“

„Fast alle Männer sind da unten.“

Ein Schluchzen läuft über die Straße.

„Das ist Fonsine, ihr Mann ist auch unten.“

Die Totenglocke klagt noch immer auf dem Hügel.

Beim Essen trieb das gute Herz den kleinen Johannes, seine Mutter zu fragen, die keinen Hunger hatte:

„Kannst du nicht mehr allein essen, Mutti?“

und dann:

„Morgen bleibt Monque bei mir, morgen ist Sonntag.“

Da faßte die Mutter Johannes und drückte ihn gegen sich und erstickte ihr Schluchzen in dem kleinen grünen Kleid des Jungen, das vom Waschen schon ausgebleichen war.

„Mein armes kleines Kind.“

Drei Tage später begriff das Kind endlich, daß Monque nicht mehr wiederkehren würde. Er weinte nicht, das Unglück war zu verschwommen und gleichzeitig zu groß. Johannes kam es vor, als ob er tief unten in einem Brunnen säße, aus dem er nie mehr heraus könnte. Der Grund des Brunnens ist voll von Bildern und voll von Tönen. Und Johannes sah zuerst Monques Antlitz, seine guten Augen, den Bart auf seinen Wangen, seine roten Nägel; er hörte seinen trockenen Husten, und er sah ihn mit seinem schwerfälligen Gang marschieren. Bei seinen Lebzeiten hatte er ihn nie so genau betrachtet.

Aus dem Roman: „Le Village gris“.  
Übertragung von Arthur Arnold.



Kinderbildnis

Neuschul



## ARTHUR ARNOLD / NEUE WEGE PROLETARISCHER DICHTUNG IN FRANKREICH

Fernab von der Betriebsamkeit einer bürgerlichen Literatenzunft und unbekümmert um das Geklingel offizieller Poeten, ersteht in der Masse des französischen Volkes eine neue Dichtung. Das Wesentliche dieser neuen Kunst besteht nicht so sehr darin, daß sie vorzugsweise von Arbeitern geübt wird. Daß Arbeiter Verse schmieden oder Erzählungen schreiben, ist ja nichts Neues. Und genau genommen betreibt ja der größte Teil unserer Schriftsteller eine Lohnarbeit in irgendeiner Form, als Lehrer, Angestellter, Beamter, Journalist, Redakteur. Das Wesentliche dieser neuen Kunst ist auch nicht so sehr im Stoff zu suchen. Die Darstellung von Elend und Unglück des Armen und Ausgebeuteten macht noch keinen Arbeiterdichter. Das Neue, Unerhörte, Revolutionäre der neuen Kunst ist anderswo zu suchen: Diese neuen Arbeiterdichter sind nicht „Dichter“ oder „Poeten“ oder „Schriftsteller“ im üblichen Sinne. Sie schreiben nicht, um in höhere Sphären zu gelangen; und es drückt ihnen auch nicht eine Muse oder eine Gottheit die Feder in die Hand. Sie fühlen sich nicht als dichterische Persönlichkeiten. Sie sind Angehörige einer Klasse, das ist alles. Und sie erzählen das, was im Gesichtskreis ihrer Klasse liegt.

Da kommt eine kleine Schneiderin aus der Provinz nach Paris. Erblindung hindert sie am Arbeiten — und da greift Marguerite Audoux zur Feder und erzählt vom Leben im Waisenhaus, von der Arbeit einer Schafhirtin und von den Kümernissen der Pariser Werkstättensklaven. Lucien Bourgeois kämpft ein ganzes hartes Leben lang als Fabrikarbeiter um ein bißchen Bildung. Und setzt sich hin und beschreibt diese Bitternisse und Enttäuschungen einer zertretenen Menschenseele. Ein „Schriftsteller vom Bau“, André Baillon, zeigt die aufreibende Misere des intellektuellen Proletariats. René Arcos läßt die Kaserne vor unseren Augen in ihrer Brutalität auferstehen. Paul Vaillant-Couturier findet neben seiner politischen Arbeit noch die Zeit, soziale Novellen und Theaterstücke zu schreiben. Und der Bergmann aus Belgien Jean Tousseuil erzählt uns Geschichten von kleinen Leuten . . . Von den Arbeiterdörfern am Rande der großen Eisen- und Kohlengruben Belgiens mit ihren ärmlichen Häusern und den Proletariern, denen der Himmel, an den sie noch immer glauben, kaum das wenige gibt, das sie von ihm erbitten. Von den Namenlosen in den Städten, die am Rande unserer Zivilisation ihr schweres Dasein schleppen. Von den kleinen Sorgen des Alltags, die den bürgerlichen Dichter nicht erwähnenswert dünken und die doch das Leben von Millionen erfüllen. Und von der unendlichen Sehnsucht des Proletariats, sich an die reiche Tafel des Lebens zu setzen. Man könnte noch einige Namen hierhersetzen. Aber die Namen tun nichts zur Sache; es handelt sich nicht um die Personen.

Es handelt sich um die Sache. Und wir sehen, daß hier eine Bewegung beginnt, ganz langsam und leise und ungeschickt noch, aber in ihren Grundlinien schon ganz deutlich erkennbar: Dichtung nicht um der Dichtung willen; auch nicht zu einem bestimmten Zweck, sondern Literatur als sichtbarer Ausdruck einer Massenseele. Eine neue Klasse schickt sich an, Herr in dem Hause zu werden, das sie selbst erbaute, und in dem sich bisher andere breitgemacht haben. Der neue Herr bringt seine eigenen Künstler mit, die sein

Haus schmücken sollen. Sicherlich, viel ist noch unreif, viel noch allzusehr von bürgerlicher Kunst beeinflusst; aber das liegt nicht so sehr an der Kunst, als an der Zeit, die sich ja auch noch nicht von einer düsteren Vergangenheit loslösen kann\*). Und noch eins: Man wird in dieser Literatur oft vergeblich das suchen, was man sich unter „Arbeiterdichtung“ vorstellt, wenn man „Arbeiter“ und „Revolutionär“ gleichbedeutend ansieht. Nein, im Verhältnis zu Upton Sinclair zum Beispiel sind viele der Romane dieses jungen Frankreichs farblos, geradezu bürgerlich farblos; keine revolutionäre Handlung, keine Aufforderung zur Tat, keine Propaganda, ja oft kein Klassenbewußtsein in den Helden! Das, was diese Literatur gibt, ist etwas anderes: Sie gibt dem Arbeiter einen Spiegel, in dem er sich selbst sehen kann, selbst, von seinem Niveau aus gesehen, mit seinen kleinen Freuden und seinen täglichen Leiden, seiner primitiven Ideologie und allen seinen Fehlern. Sie ist vielleicht noch nicht imstande, Revolutionäre zu machen; aber sie gibt Einsicht und vor allem Bewußtsein der Klasse, der man angehört. Der Dichter, der die Arbeiterwohnung schildert, ist nicht erst von der Gasse hereingekommen; er lebt mit dem Leser unter einem Dach, teilt seinen Beruf und macht ihn immer wieder auf die Kleinigkeiten aufmerksam, die Tag für Tag das proletarische Dasein vergiften. Das Buch gibt dem Proletarier Klassenbewußtsein — und von da bis zum Kämpfer ist nur noch ein kleiner Schritt.

## KLAUS HERRMANN DAS ENDE DER PERSÖNLICHKEIT

Über Bert Brecht

„Höchstes Gut der Erdenkinder  
Ist nur die Persönlichkeit.“

W. v. Goethe

„Die Sonne von Kilkoa scheint  
Auf siebentausend Männer hin,  
Die sterben alle unbeweint,  
Und 's ist bei keinem schad um ihn;  
Drum sagen wir, 's ist gleich, auf wen  
Die rote Sonne von Kilkoa schien!“

Bert Brecht

Die Situation der jungen deutschen Literatur nach Beendigung des Krieges war, soziologisch gesehen, diese:

Eine Reihe junger Menschen, angeekelt von den Greueln des Massenmordens — das nur die wenigsten von ihnen aus eigener Anschauung kannten —, brachten den Mut auf, gegen die Reaktion des eben gestürzten Gottesgnadentums für eine neue, vorläufig noch hinter den Rosawölkchen des Ideals verborgene Weltanschauung einzutreten; aber, bis auf allzu wenige, fanden sie bald den Weg über die zerschossenen Barrikaden der niedergekämpften Revolution ins geordnete Bürgerheim zurück.

\* ) Und an der Unklarheit, die über die Begriffe der Kunst, ihre Rolle innerhalb der Gesellschaft und ihre zukunftsweisenden Aufgaben selbst in Kreisen der Avantgarde der Arbeiterklasse herrscht, an der sentimental Inkonsequenz der klarsten Köpfe, wenn Probleme, die in Politik und Wirtschaft längst theoretisch geklärt sind, für die Kunst erstehen. Da werden Männer plötzlich zu Jämmerlingen und Denker zu Dösern. Echtes Schulbeispiel waren die Nachrufe auf Rilke in der deutschen Arbeiterpresse. Statt klar zu sagen: Dieser Rilke geht uns gar nichts mehr an, er war ein dichtender Spiegel des bürgerlichen Verfalls, kraftlos und „nur Musik“, spendete man sein Tränen-Scherflein in die Sammelbüchse der „Kultur“.

Der Herausgeber

Diese Situation zeigte sich, formal betrachtet, so:

Der soziologischen Unklarheit entsprach eine eminente stilistische Unklarheit. Große Worte wurden gebraucht, manche kühne Wortbildung blieb im Gedächtnis haften, aber das meiste war Phrase, exotisch aufgepäppeltes Mätzchen oder gar leerer Klingklang, und man konnte noch von Glück sagen, wenn Einer oder der Andere (wie etwa Werfel) auf sprachkundiges Handwerk zurückkam, wenn auch die Qualität nicht die der Vorkriegsgeneration erreichte.

Aber in der nachfolgenden Periode der wirtschaftlichen, politischen und künstlerischen Stagnation, über die kein noch so donnernder Worhrhythmus hinwegtäuschte, kam ein Dichter auf, dessen Jugendwerk noch einmal diese rasch durchlaufene Epoche zusammenfaßte und besser dokumentierte, als die Begründer es vermocht hatten —: Bert Brecht.

Die Expressionisten der Nachkriegszeit waren nicht, wie sie oft mit großer Geste verkündeten, Nachfolger der Tolstoj, Nietzsche und Strindberg; sie hatten nicht Tolstoj's Leidenspathos, nicht Nietzsches großes Wissen, nicht Strindbergs tief persönlichen Menschenhaß — und wo derartiges hervortrat, war's meist nur anmaßend äußerliche Nachäfferei —: ihre Vorläufer hießen Arthur Rimbaud und Walt Whitman, Dichter, deren Wille nicht auf die Sache, sondern auf den genialischen Einfall gerichtet war; Dichter der Weltverbrüderung und der exotischen Sehnsüchte, kannten sie nur ein Hauptthema: das Leben, und variierten dieses Thema in jeder möglichen Tonart; für diesen unklaren Lebenswillen, dieses allzu gemeine Gefühl, das sie kaum in Unterabteilungen differenzierten, fanden sie bisher ungeahnte Nuancen, Farben und Töne, die eine Weite und Reichhaltigkeit des Weltbildes vortäuschten, die nicht vorhanden war. Lassen wir's dahingestellt, ob bei diesen beiden solche Dichtung aus Lebensüberschuß oder zutiefst aus Lebensunsicherheit, ins gigantische Gegenteil umgelogenen Minderwertigkeitskomplexen entstanden war. Fest steht jedenfalls, daß bei den Nachkriegsexpressionisten diese dichterische Lebensbejahung nur Tünche war, unter der überall das Elendsgrau des Nichtkönnens und des Bewußtseins eigener Kleinheit hervorschaute.

Anders liegt der Fall bei Brecht. Die Gedichte und Balladen seiner Frühzeit zeigen ihn nicht als schwächlich-dekadenten Nachfahr Rimbauds, sie übertreffen sogar noch in Farbgebung und Wortkraft oft das Vorbild des Meisters („Ballade auf vielen Schiffen“ und „Über die Anstrengung“), ohne in Rimbauds parnassienhafte Überdifferenzierung (Farbvokalonett) zu verfallen\*). Das weite Können des Lyrikers Brecht umfaßt die Visionen südlicher Meere, die Phantastik des Abenteurers ebenso wie die einfache, volksliedhafte Ballade. Sein Wortreichtum,

\*) Vor Jahren wurde Brecht vorgeworfen, er habe Rimbaud „abgeschrieben“. Abgesehen davon, daß heute die inkriminierten Stellen in der Buchausgabe („Im Dickicht der Städte“) als Zitate sinngemäß angeführt sind und niemand mehr nachprüfen kann, ob's nicht im Bühnenmanuskript auch schon so gemeint war —, wer will ihm einen Vorwurf daraus machen, daß von dem oft gelesenen Vorbild manches im Gedächtnis haften blieb? Und schließlich hatte es Brecht gar nicht nötig, Rimbaud „abzuschreiben“. Man räume endlich einmal mit dem Vorwurf des Plagiats auf, und zwar endgültig. Was tut's schon, wenn zwanzig Zeilen eines Schriftstellers haargenau mit zwanzig Zeilen eines anderen Schriftstellers übereinstimmen. Unsere Literaturpäpste und Tageskritiker sind ja nicht so zimperlich, wenn sich's um Shakespeare oder Chaucer handelt, die ihre Stoffe oft bis ins Detail genau von französischen und italienischen Schriftstellern übernahmen und seitenweise wortgetreu übersetzten. Aber die Siegfried Jacobsohn und Bert Brecht sollen wohl wegen viel kleinerer „Vergehen“ bis ins dritte und vierte Glied der Feme unserer „großen“ Presse verfallen sein? Der Verfasser.

immer auf der Suche nach neuer Ausdrucksmöglichkeit, bewältigt spielend die Schwierigkeiten der Sprache, die sich noch den Werfel und Hasenclever entgegenstellten. Man findet zwar bei ihm manche Überbleibsel der ersten Expressionisten, er scheut nicht vor burlesker Umschreibung zurück, um Ernstes unbanal auszudrücken, aber er gebraucht nicht wie jene Worte des Heute, des Alltags, des Straßenbrauchs, um Phantasien des Weltalls zu beschwören, sondern schlecht-hin als Sprachmittel, um Nächstliegendes, einfaches Gefühl zu klären. Und hier setzt die Wandlung bei Brecht ein: vom visionär Vereinzelten zum selbstverständlich Gemeinsamen.

Der große Wendepunkt der europäischen Lyrik von exklusiver Weltferne — deren Exponent George ist — zur einfachen Volksliedhaftigkeit, zum proletarischen Massenrhythmus tritt nirgends deutlicher hervor als bei Brecht. Gedichte wie „Das Schiff“ oder „Vom ertrunkenen Mädchen“ bleiben noch exotisierende Romantik. In „Apfelböck“ oder „Vorbildliche Bekehrung eines Branntweinhändlers“ dringen schon kleinbürgerliche Elemente, der Erzählerton der Leierkastenballade hervor, wobei oft noch die Terminologie des romantischen Anfangs anklingt. In den „Mahagonnygesängen“ (deren letzte leider zu sehr ins Sing-sanghafte entgleiten) und Gedichten wie „Gesang des Soldaten der roten Armee“ und „Legende vom toten Soldaten“ ist endlich der Höhepunkt erreicht: das neue Volkslied. Die Wortbildung ist einfacher geworden, klarer, lockerer. Der Rhythmus dieser Gedichte ist durch die Synkopen bestimmt, die durch eine natürliche, undichterische, prosaische Wortstellung bedingt werden, so daß der Reim bisweilen schwerfällig und ungeschickt erscheint. Diese eminent kunstlose Lyrik ist die ursprüngliche Lyrik schlechthin, die sich auf keine Kompromisse zugunsten des glatten Klanges versteht. Majakoffski löste die Sprache dialektisch in ihre Bestandteile auf. Brecht zerschlug die glatte Form des Traditionellen und setzte die Scherben zu einem Torso von imponierender Einfachheit wieder zusammen. Diese Übergangszeit gab der Dichtung neue Inhalte, für die in Deutschland — außer Benn und Becher — nur Brecht die neue Form gefunden hat.

\* \* \*

Der Dramatiker Brecht ist in seinen Anfängen noch ganz von dem Lyriker Brecht abhängig. In „Trommeln in der Nacht“ und „Baal“ spukt jenes unklare, ungeformte Lebensgefühl seiner Balladen, jene Romantik der Moderne, gemischt aus dem Rauschen der Wälder und dem Knattern des Maschinengewehrs.

Gewiß: das „epische Theater“, das Brecht, unter dem Einfluß des Kinos, propagiert, hat nichts mehr gemein mit dem Theater der Vergangenheit, es kennt keine Individualität mehr, Persönliches, das die Fortentwicklung des Kapitalismus dem Menschen entriß, wird hier auch dichterisch abmontiert wie die falschen Spannungen der alten Bühne. Aber in Brechts ersten beiden Stücken ist noch zu viel rein Lyrisches vorhanden, als daß sie „episches Theater“ genannt werden könnten.

Gewiß: der Kollektivmensch, für den Brecht schreibt und den er beschreibt, kann nicht so klar und eindeutig umrissen werden wie Richard II. oder John Tanner, besondere Züge seines Charakters interessieren niemanden, die Farbe seiner Augen und die Form seiner Nase sind herzlich gleichgültig, und ob er

# ANLEITUNG FÜR DIE OBEREN

*Aus einem Lesebuch für Städtebewohner.*

*Von Bert Brecht.*

1.

*An dem Tag, an dem der unbekannte gefallene Soldat  
Unter Kanonenschüssen beerdigt wurde,  
Ruhte von London bis Singapore  
Mittags zur selben Zeit  
Von zwölf Uhr zwei bis zwölf Uhr vier  
Volle zwei Minuten lang alle Arbeit.  
Einzig zum Zweck der Ehrung des  
Gefallenen unbekanntem Soldaten.*

2.

*Aber trotz alledem sollte man  
Vielleicht doch anordnen,  
Daß dem unbekanntem Mann  
Aus den großen Städten der bevölkerten Kontinente  
Endlich eine Ehrung bereitet wird.  
Irgendein Mann aus dem Netz des Verkehrs,  
Dessen Gesicht nicht wahrgenommen,  
Dessen geheimnisvolles Wesen unbeachtet,  
Dessen Name nicht deutlich gehört worden ist,  
Ein solcher Mann sollte  
In unser aller Interesse  
Mit einer Ehrung von Ausmaß bedacht werden,  
Mit einer Radioadresse  
„Dem Unbekanntem Mann“  
Und  
Mit einer Arbeitsruhe der sämtlichen Menschen  
Über den ganzen Planeten!*

eine Glatze oder einen Scheitel hat, geht uns nichts an —: Mann ist Mann. Aber Kragler und Baal tragen noch Einzelzüge genialischer Individualität, Ungegorenes mischt sich darein, die Gestaltungskraft reicht noch nicht aus. Hier ist die neue Form noch nicht erreicht.

Wichtiger sind die beiden letzten Dramen Brechts: „Im Dickicht der Städte“ und „Mann ist Mann“.

„Im Dickicht der Städte“, dieser „Kampf zweier Männer“, leidet auch noch an manchen Unklarheiten, doch das meiste ist schon ausgeglichener, und was Brecht erstrebte, ist hier erreicht: die individuellen Züge der Personen sind ganz ausgetilgt. Shlink und George Garga kommen nicht als Einzelwesen in Betracht, sondern nur als zufällige Menschen Chicagos mit zufälligem Schicksal. Der einzige Fehler des Stückes — wenn man vom Fehler sprechen will — ist seine Romantik, diese irisierende Romantik der Großstadt, der Wolkenkratzer und der Savannen. Es ist ungewiß, ob die Atmosphäre des „Dickicht“ einer Konfrontierung mit der Atmosphäre Chicagos standhalten würde. Denn das Kriterium ist schließlich: diese Autos, Bars und Wolkenkratzer, die den Neuling anfangs wie ein phantastischer Traum anmuten, sind ihm in der Realität nach wenigen Wochen schon selbstverständliche Alltäglichkeit, in der er sich spielend zurechtfindet, gewohnte Umwelt, deren Gefahren er instinktiv zu meiden versteht, zweckdienliche Mittel, die, wenn auch fremd, doch seinem Willen gehorchen. Und selbst in Chicago dürfte der Untergang einer Familie sich unter weniger romantischen Begleitumständen vollziehen als im „Dickicht“.

In „Mann ist Mann“ hat diese Romantik den Schimmer des Unwirklichen verloren, sie ist einbezogen in den Rhythmus des Spiels und somit Element der Komödie geworden, ohne den balladesken Beigeschmack der früheren Stücke. Hinzu kommt, daß diese „Ummontierung“ eines Menschen am ehesten eine phantastische Untermalung verträgt, ja sogar zur Verdeutlichung des Vorgangs, zur Verschärfung der Konturen nötig hat. Hier hat Brecht wirklich seine Absicht erreicht: ein Lustspiel unserer Zeit zu geben, eine Komödie, die den Einzelnen aufhebt und nur dem Kollektiv Geltung läßt. Mag sein, daß Brechts weit ausholende, vom Sturm zeitnahen Erlebens gepeitschte Rhythmik nicht den leichtbehenden Witz Shakespearescher Komödien oder gar Chaplins groteske Sachlichkeit erreicht, aber danach hat Brecht auch nie gestrebt, und diese Lustspiel-szenen mit ihrem robust zupackenden Witz sind längerer Dauer sicher als der dünne Aufguß der Hasenclever und Zuckmayer.

\* \* \*

Brechts Weg ist heute fest vorgezeichnet. Die Unbestimmtheiten des Rimbaudschülers wichen der klaren Volksliedhaftigkeit seiner Balladen. In seinen hier und da in Zeitungen verstreuten Kurzgeschichten blitzt eine eminente Sachlichkeit auf. Seine Entwicklung führte ihn rasch von einem snobistischen Individualismus zu einem soziologisch betonten Kollektivismus.

Brecht ist, weder nach Form noch nach Inhalt, bürgerlicher Dichter. Ihn einen proletarischen Dichter zu heißen — auf den Widerspruch dieser Zusammenstellung hat bereits Trotzki gebührend hingewiesen —, wäre ebenso verfehlt. Er ist vielmehr nur: Dichter dieser Zeit, dieser scheinbar unpolitischen Zeit des Stillstands und Übergangs, des Widerspruchs und der Zusammenrottungen,

in der die Tritte der anmarschierenden Massen dumpf in die Erlösungssehnsüchte und Gebete frommer Ästheten hineinklingen. In dieser Zeit hat der Kapitalismus durch die zunehmende Proletarisierung der Massen die wirtschaftliche und kulturelle Geltung der Einzelpersönlichkeit zerstört. Aus dieser Tatsache hat Bert Brecht die dichterischen Konsequenzen gezogen.

\* \* \*

Bibliographische Notiz: Von Bert Brecht erschienen im Buchhandel: „Trommeln in der Nacht“ und „Baal“ bei Gustav Kiepenheuer, Potsdam; „Bert Brechts Hauspostille“ und, in sehr schöner buchtechnischer Ausstattung, „Im Dickicht der Städte“ und „Mann ist Mann“ im Propyläen-V., Berlin. Die Redaktion.



Nurmi

Gert Wollheim

# KLARA ZETKIN / NOTIZEN ÜBER KUNST

*Es ist eine Tatsache, daß die Kunst eine alte, urwüchsige, geistige Lebensäußerung der Menschheit ist. Wie das Denken, ja vielleicht noch früher als das abstrakte Denken, hat sich der Drang nach künstlerischem Schaffen an der Tätigkeit, der Arbeit des primitiven Menschen entwickelt, und zwar an der gesellschaftlichen Arbeit.*

\* \* \*

*Erst wenn die Beherrschten als emporstrebende, rebellierende Klasse einen eigenen geistigen Lebensinhalt bekommen; erst wenn sie kämpfen, um drückende soziale, politische, geistige Fesseln zu sprengen: erst dann wird ihr Einfluß auf das künstlerische Kulturerbe der Menschheit zu einem selbständigen und daher wirklich fruchtbaren, zu einem entscheidenden.*

\* \* \*

*Die Unrast des kapitalistischen Kunstmarktes, der Stachel der Konkurrenz treibt vorwärts, zerstört die äußeren und inneren Vorbedingungen für das Ausreifen großzügiger Werke. Die bildenden Künstler produzieren in fieberhafter Hast für die großen Warenbasare ihrer Kunst, Ausstellungen genannt; der Komponist schafft ebenso den „Clou“ der neuen Saison, der Schriftsteller hetzt sich ab für den Weihnachtsmarkt. Der Künstler geht in dem betriebsamen Industriellen und Händler mit künstlerischen Waren unter, sein künstlerisches Kapital ist bald vertan, aus einem Mehrer wird ein Fälscher der Kulturwerte.*

\* \* \*

*Wir wissen, daß die soziale Revolution, welche mit der Arbeit auch die Kunst befreit, das Werk des kämpfenden Proletariats sein muß. Aber das kämpfende Proletariat reicht der Kunst mehr als diese Zukunftsverheißung. Sein Ringen, das Bresche auf Bresche in die bürgerliche Ordnung legt, bahnt neuen künstlerischen Entwicklungsmöglichkeiten die Wege und verjüngt die Kunst durch einen neuen Gedankeninhalt, der über das geistige Leben der bürgerlichen Ordnung hinausreicht und künftiges Menschheitsleben ist. Der Inhalt des proletarischen Klassenkampfes erschöpft sich keineswegs in wirtschaftlichen und politischen Forderungen. Er ist auch der Träger*



einer neuen Weltanschauung, die ein einheitliches, in sich geschlossenes Ganze bildet. Es ist die Weltanschauung des Sozialismus, wie sie sich auf den Ergebnissen der Naturwissenschaften und der Gesellschaftswissenschaften aufbaut, die — mit den Namen Darwin und Marx verknüpft — von der Philosophie zusammengefaßt werden.

\* \* \*

Dem Proletariat erwächst das leidenschaftliche Bedürfnis nach einer Kunst, deren Inhalt Geist vom Geiste des Sozialismus ist. Tendenzkunst also, so schallt es uns entgegen. Wohl gar „politische“ Kunst. „Politisch Lied, ein garstig Lied.“ Das Proletariat hat dieses Gerede nicht zu fürchten. Sein Vater ist letzten Endes weniger der Wunsch, die ausgebeuteten Massen zu künstlerisch Genießenden zu erziehen, als vielmehr der andere, sie als geistig Bevormundete im Banne der bürgerlichen Ideenwelt zu halten. Wo die Religion versagt, soll die Kunst helfen. Nicht die „Tendenz“ überhaupt tut man im Namen der Kunst in Acht und Bann, nur die „Tendenz“, welche der „Tendenz“ der herrschenden Klassen widerstreitet.

\* \* \*

Der Sozialismus ist die konsequente Weiterentwicklung und Umbildung des weltbürgerlichen Liberalismus, der ihr geistiger Gehalt war. Seine Kunst — um so zu reden — wird auch die Fortbildung der großen, klassischen, bürgerlichen Kunst sein, die das Geschöpf dieses liberalen Gedankens gewesen ist.

\* \* \*

Das Zukunftsvolk der freien Arbeit wird das Volk der freien Kunst sein. Ihm werden die großen schöpferischen Gestalter nicht fehlen, die individuell künstlerisch erfassen und formen, was Gemeinschaftsempfinden, Gemeinschaftsgedanken, Gemeinschaftswollen ist. Denn alle große Kunst lebt von dem geistigen Herzblut einer großen Gemeinschaft.

\* \* \*

Vorstehende Notizen sind einem Vortrage „Kunst und Proletariat“ entnommen, den Klara Zetkin vor dem Bildungsausschuß der Stuttgarter Arbeiterschaft hielt, und der 1921 im Verlage „Kommunistische Jugend“, Wien IX, Pulverturm-gasse 7, erschien. Wir verweisen unsere Leser nachdrücklich auf diese bedeutende Rede, die — wie schon die Notizen zeigen — eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit den Problemen künstlerischer Gestaltung ist. Die Redaktion.

## KLARA ZETKIN ZUM GRUSS

Jüngst erklärte ein einflußreicher Funktionär einer deutschen Arbeiterpartei, um Kunst kümmern sich heute nur „ein paar wildgewordene Intellektuelle und haltlose Schnorrer“. „Man muß sich schämen, heute von Kunst zu schwafeln, wo das Proletariat einen so schweren politischen und wirtschaftlichen Machtkampf führt“, schlossen aufs Wort genau seine Ausführungen, die mit dem tiefen Brustton starrer Bonzen-Überzeugung vorgetragen wurden. Just in diesen Tagen — am 5. Juli — wurde Klara Zetkin 70 Jahre alt. Der Bonze wird sicher einen Leitartikel in die Presse gegeben haben, der die alte Kämpferin für den Sozialismus hohen Wortes preist. Keineswegs wird er auf den Gedanken kommen, Klara Zetkin zu den „paar wildgewordenen Intellektuellen und haltlosen Schnorrern“ zu rechnen, die seine jüngste Äußerung in den Abgrund tiefster Verachtung stieß. Klara Zetkin aber hat sich — wie unsere Zitatensammlung beweist — eindringlich mit den Problemen der künstlerischen Gestaltung beschäftigt und ist zu Erkenntnissen gekommen, die weithin leuchten über die Feuilletonismen der bürgerlichen Kunstrichter und die Engstirnigkeit der kleinen Partei-Funktionäre.

Wie es im Wesen dieser kampffähigsten Zeit und des sozialistischen Gedankens liegt, war natürlich die Beschäftigung mit der Kunst nicht die Lebensaufgabe dieser Kämpferin und Führerin. Aber daß die wenigen Stunden der Freiheit — abseits der großen wirtschaftlichen und sozialen Kämpfe — so klare Erkenntnisse über das Wesen künstlerischen Werdens und seine Bedeutung für das Proletariat in ihr erhellen konnten, das allein schon bewiese die Bedeutung dieser Frau.

Was Klara Zetkin für die Arbeiterbewegung bedeutet, können wir Jüngeren, die wir erst nach dem Zusammenbruch zum Sozialismus stießen, nur noch aus der historischen Perspektive beurteilen. Lesen wir heute „Die Gleichheit“, jene Stuttgarter Frauenzeitung, die Klara Zetkin jahrelang herausgab, müssen wir mit Bedauern feststellen, daß die Arbeiterbewegung in Deutschland des letzten Jahrzehnts keine Zeitschrift gleicher Schlagkraft und Gedankenklarheit hat. Wie die Kunst, war auch die Frauenbewegung niemals ein Sonderproblem für Klara Zetkin. Sie wußte mit wunderbarer Exaktheit jede Teilbestrebung dem großen Ganzen, der Welt des revolutionären Sozialismus, einzuordnen. Während des Weltkrieges stand sie in heftiger Opposition gegen die imperialistischen Cäsaren und ihre sozialpatriotischen Höflinge. Das Gefängnis war die Antwort der Cäsaren. Die Kaiserei hatte eine warnende Stimme zum Schweigen gebracht und dem ergebenen Parteivorstand ein Blatt „gerettet“, das drohend Schluß des Wahnsinns forderte.

Klara Zetkin hat ihre Hoffnung auf die Jugend gesetzt. Sie zu organisieren, aufzuklären und marxistisch zu schulen, war ihr tatkräftiges Bestreben in den Vorkriegsjahren. Als 1918 das Kaiserreich zusammenbrach, stand Klara Zetkin trotz ihres hohen Alters auf Seiten der äußersten Linken und versuchte, die dilettantischen Reformen zu durchbrechen und die Massen zur sozialen Revolution vorwärtszubringen. Heute lebt die alte Kämpferin in der Sowjet-Union, dem ersten Reich der Arbeiter und Bauern. Die Siebzigjährige zu grüßen, kann nur heißen: In ihrem Geiste zu arbeiten, ihre Entschlossenheit, ihren Kampfwillen und ihre Klarheit zu erstreben. Wir grüßen Klara Zetkin.

Der Herausgeber.

## OTTO BRATTSKOVEN / KUNSTCHRONIK

### WELCHE BILDKUNST ENTSPRICHT DEM PROLETARISCHEN FÜHLEN?

(Der Fall Heinrich Vogeler)

Die diesjährige Große Berliner Kunstausstellung hat erfreulicherweise Werke gebracht, die eng mit dem Sowjetrußland von gestern und heute in Verbindung stehen. Ein Sonderfall, der klar durchdiskutiert werden muß, sind dabei einige Malereien von Heinrich Vogeler.

Anlaß hierzu sind zwei Fakten, die prinzipiell und kritisch betrachtet werden müssen. Beide sind ausgesprochen faktionös, wenngleich mit der unabweisbaren Willigkeit des guten Glaubens.

Zuerst möge auf ein Gespräch zurückgegriffen werden, das hauptsächlich ein bekannter Berliner Architekt, allerdings mit unsachlichen Verbrämungen, bestritt. Seine Behauptungen gingen darauf hinaus, daß Vogeler die Inhalte seiner Bilder restlos erlebt hätte, daß er nicht mit l'art-pour-l'art-Maßstäben gemessen werden dürfe, und daß die agitatorische Wirkung dieser bildmäßigen Bemühungen auf die Massen sehr intensiv sein werde.

In der letzten Behauptung wird er von Berta Lask unterstützt, die in der „Roten Fahne“ vom 20. Mai zu der Schlußfolgerung kommt, daß in diesen Bildern „das Leben des Proletariats in einfacher, allen verständlicher, inniger, rührender, phantasievoller Weise dargestellt und von kämpferischem Geist erfüllt“ sei.

Es gilt, zu diesen Ansichten kühl und ohne Ressentiment Stellung zu nehmen: einmal als Klarstellung des bildkünstlerischen Befundes, der sich aus der Wechselbeziehung von Erlebnis und Gestaltung ergibt, und ferner im Hinblick auf die behauptete Wirksamkeit.

Die Gemälde Vogelers sind Fortführungen der erstmalig von den italienischen Futuristen versuchten Simultaneität: Ausschnitte unter dem Motto „Weißer Terror“, „Dawesdeutschland“, „Geburt des neuen Menschen“ und verwandtes werden mit der Bemühung um einheitliche Wirkung zusammengestellt. Es entsteht die Frage, ob diese Vereinheitlichung mit den spezifischen bildkünstlerischen Mitteln gelungen ist. Sachlich betrachtet muß sie verneint werden. Nicht die Idee, der gute Gedanke, die lebendige Anteilnahme oder das intensive Erlebnis entscheidet in diesem Fall, sondern die Gestaltung, die den Prämissen allein Wirklichkeit gibt. Bei Vogeler aber entdeckt man nur planlose und einer billigen Vornahme entsprungene Wirrnis, die weder Form noch Format besitzt und die durchaus nicht bildmäßige Haltung gewinnt, wenn man im Mittelpunkt der Leinwand ein Symbol der proletarischen Bewegung feststellt. Eine kleine Begabung, einst eine Sondererscheinung unter Stimmungslandschaftern und symbolistischen Träumereien hingegeben und dann nach dem Umschwung sein Bestes in unforcierten Gelegenheitszeichnungen gebend, verliert sich hier in ein Wollen, das er nicht zu bewältigen vermag, und das als vorliegende Bemühung nur zu offensichtlich die Gequältheit der Durchführung offenbart. Man bejaht die persönliche Einstellung Vogelers, und gerade deshalb ist es kritische Pflicht, die künstlerischen Versuche als Taten in der spezifischen Kunstsphäre nicht anzuerkennen.

Man wird aber entgegenen: Vielleicht haben Sie nur vom Standpunkt der artistischen

Beurteilung recht. Und da diese Entgegner außerdem hundertprozentig und in Gemeinschaft mit dem Chor der geistig wohlgeborgenen Gesinnungsfreunde von der Richtigkeit der eigenen Anschauung überzeugt sind, so wird man fernerhin den Vorwurf eines bourgeois Charakters in größter Lautstärke über sich ergehen lassen müssen. Dagegen kann man nichts tun, wohl aber ist man verpflichtet, zum Nutz und Frommen einiger Interessenten zu untersuchen, ob die Wirkung auf die Massen, die Arbeiter und die soziologisch mit den Themen Verknüpften die erhoffte ist. Die Bilder sind Eigentum der „Roten Hilfe“, die Vogelers Reise nach Rußland möglich machte, und sie sollen mit dem Projektionsapparat vergrößert als Schilderungen des Lebens der Proletarier aller Länder in Versammlungen gezeigt werden. Zweifellos wird man Zustimmung erreichen, die innere Anteilnahme dagegen wird ausbleiben. Es fehlt jene merkwürdige und daseinshaft konsolidierte Zuständigkeit, die dem „heroischen“ Realismus in Rußland zum Siege über die abstrakten Ideengänge verhalf und dessen Bezogenheit auf den Gehaltsinhalt der proletarischen Massen bisher nicht auf seine Gesetzmäßigkeit hin untersucht wurde. Vogelers gutgemeinte Zerstücklungsarbeit mit panoptikalen Charakter indessen wird nur wirken, wenn Worte dazu die Hauptarbeit leisten. Ansonsten bleibt ein Minimum an Wirkung, es fehlt dazu die organische Verbindung mit der ungewöhnlichen Klarheit des proletarischen Denkens.

Ein Vergleich möge mitsprechen: In der gleichen Ausstellung sieht man russische Plakate, die in den Jahren 1919—1921, also den unter inneren Schwierigkeiten durchgemachten, entstanden sind. Majakowsky, Tscherepnich, Koto v und Roskin sind die Schöpfer, und es ist ein Ereignis, wie hier unter bitternotwendigem Zwang absolute Volkstümlichkeit nicht im trivialen, sondern im soziologischen Sinn erreicht wurde. Trotzdem halten sie jeder kunstkritischen Begutachtung in bezug auf bildkünstlerische Bedeutung stand, eine Tatsache, die an Gewicht gegenüber den Bemühungen Vogelers nichts an Offenkundigkeit vermissen läßt.

## GERHART POHL / DEUTSCHE KULTURCHRONIK

### DAS MITTELALTER FEIERT ORGIEN

#### Der Fall Kolomak und die deutsche Kultur

Ist es erlaubt, zu fragen, ob Schminke und Puder die Insignien der Hurerei und der Verworfenheit sind, wie ein wohlweises Gericht jüngst behauptete? Wer's zu bejahen wagt — wie eben dieses Gericht einer deutschen Provinzstadt — sperre nicht eine Schusterfrau, sondern die Majorität zivilisierter Weiblichkeit in die Löcher des Strafvollzuges.

Ist es gestattet, die Frage aufzuwerfen, wozu die Psychologie als Wissenschaft fünfzig lange Jahre gearbeitet hat? Wer das Bremer Inquisitionstribunal als Maßstab der Welt zu betrachten die Borniertheit hätte, müßte antworten: Damit wir sie lustig ignorieren dürfen, wie der Analphabet Wegzeichen und Fahrplan. Denn beherrscht einer die kleine Fibel der Psychologie und hört — jenseits von Tütü und Trara der Klatschbasen und Hausfeinde — die Schusterin und den Staatsvertreter, er kennt die Partei des Menschenverstandes, die Partei der (kleinbürgerlich verbrämten) Aufrichtigkeit, die Partei, der die Zukunft sekundiert.

Ist es nicht vermessen, zu behaupten, dieser Prozeß wegen „Kuppelei“ (mit Anführungszeichen!) war ein Prozeß gegen die Kultur (ohne Anführungszeichen!)?! Angeklagt war die Gegenwart, Ankläger das Mittelalter.

Denn ist es zu kühn, zu erklären, daß kaum jemals — selbst in dieser Epoche der Justiz-Borniertheit — lachhaftere Thesen verfochten, lendenlahmere Zeugen angerollt wurden, daß es — selbst in diesem düftereichen Jahrzehnt — so viehisch nach Hexenverbrennung stank und nach dreckiger Unterwäsche?

Wir sind nicht die Advokaten der Frau Kolomak, wohl aber die Attaqueure mittelalterlicher Inquisition in modernem Kostüm: Monokel, Schmißvisage, Staatsrason. Nicht nach Paris hin heben wir beschwörend den Ästheten-Finger, nach diesem legendären Paradies der Gerechtigkeit (das der Kapitalismus längst verfraß), nicht nach Moskau brauchen wir den Arm auszustrecken, — obwohl wir wissen, daß der erste Proletarierstaat wohl gemeingefährliche Volksverbrecher niederkartätscht, nicht aber die Hand erhebt wider armselige Kleinbürger-Leute, weil sein Ethos eben das des XX., nicht des XV. Jahrhunderts, das einer aufsteigenden, nicht einer verfallenden Klasse ist.

Uns ist es erlaubt und geboten, nach Deutschland zu schauen und in Deutschland zu bauen. Und in diesem Deutschland werden wir das Mittelalter liquidieren müssen. Denn sonst wird es die Kultur ersticken.

Aber ist es verboten, ironisch zu konstatieren, daß es der oppositionellen Publizistik hierzulande garnicht ernst ist um diesen Kampf? Sie ficht um Bonmots, nicht für die Sache. Der grausigste Skandal ist ihr Anlaß nur für eine treffliche Sentenz: Die Opfer der ... zigtausend Fälle interessieren nicht. Ein neuer Tag gebiert den neuen Fall und damit Stoff für neues Feuilleton.

Und darum ist es für uns Gebot, ernsthaft zu fragen: Wie liquidieren wir das Mittelalter? Die Antwort scheint nicht weit: Indem wir die Justiz attackieren. Keiner bestreitet noch, daß diese Justiz das Schwärzeste in dieser Dunkelkammer: Deutschland ist. Selbst die Kirche umbläst dort und da ein Lüftchen, das aus den Lungen ihrer unzufriedenen Proletarier kommt. Die politische und wirtschaftliche Reaktion sind nur Etappen — auch im Bewußtsein der Reaktionäre, die sich bei aller Frechheit nicht stark genug zu offenem Terror fühlen. Aber die Justiz steht, schwarz und stur, schlagfertiges Fallbeil des Mittelalters, noch ganz intakt.

Und darum müssen wir die Frage nach wirksamster Attaque gegen die Justiz mit der klaren Antwort lösen: Diese Justiz attackieren heißt dieses System liquidieren. Alles andre ist Tandaradei und Possenspiel, Opposition aus der Schmollecke und wirkungsvoll wie Danaiden-Arbeit.

Ist die Erklärung zu kühn, daß unsre Geistigen noch nicht über Schmollecke und neckisches Bonmot „in tirannos“ hinausgekommen sind, daß sie in diesen größten Klotz immer noch Zahnstocher zu bohren versuchen und sich nicht schämen, dererlei Tandaradei statt Danaiden-Gymnastik radikale Opposition zu nennen? In diesem Zusammenhang ist es sogar erlaubt, nach Frankreich zu weisen: auf Jean Jaurès und Emil Zola und Anatole France, die den bockigen Bullen einer Schand-Justiz an den Hörnern packten und in den Sand seiner blutbesudelten Arena zwangen. Aber die machten auch keine Sentenzen, sondern Weltgeschichte. Und zuletzt wird kein unbestochener Mensch von Einsicht bestreiten, daß eine Justiz, die gegen Bubikopf und Salvarsan, gegen Lippenstift und Relativitäts-

theorie auftritt, die Elisabeth Kolomak und George Grosz mit den gleichen Argumenten verurteilt und Max Hölz mit Sternickel-Franke verwechselt, nicht „albern“ und „absurd“ ist, wie's aus feiger Ullstein-Makulatur knistert, sondern — gemeingefährlich. Denn wir alle müssen sie erleiden. Über jedem von uns hängt das Schwert der „Vergeltung“, auf alle ist der Dolch der „Sühnung“ gezückt, und der Blitzstrahl der „Staatsraison“ schont keinen. Daher müssen wir alle zusammenrücken und Anschluß suchen an die breiten Proletariermassen, die allein Kraft genug haben, diese Justiz zu vernichten, indem sie dieses System sprengen. Das XX. Jahrhundert verlangt es gebieterisch.

## M A R G I N A L I E N

### UNTERHALTUNGSLITERATUR

Die Notwendigkeit der Kolportage — der Kolportage mit Gesinnung — ist hier oft genug betont worden. Und mit der Zeit ist sogar ein Teil unserer offiziellen Literaturmacher sich darüber klar geworden, daß das Kolportagehafte ein Element der großen Erzählung, des großen Romans ist. Bloß für Deutschland gelte das nicht — meint Herr Thomas Mann in seiner Einleitung zu den „Romanen der Welt“ des Th. Knaur Verlages und entschuldigt sich lang und breit, zitiert den „kulturellen Demokratismus“ und ruft den Geist des Fortschritts und der Demokratie an. Aber wir wollen uns hier nicht mit Herrn Professor Dr. h. c. Thomas Mann auseinandersetzen, der zusammen mit Herman George Scheffauer die „Romane der Welt“ herausgibt, das hat diesmal bereits die — Ullsteinpresse besorgt. Woher wohl solch plötzliche Feindschaft? Fürchteten etwa die allmächtigen Beherrscher der Kochstraße, die 2,85-Mark-Bände Knaurs könnten ihrer 3-Mark-Serie Abbruch tun, und erließen darum einen Alarmbefehl an ihre Redaktionen? Ergötzliches Schauspiel für den Außenstehenden.

Der nur halbwegs objektive Kritiker muß feststellen, daß die „Romane der Welt“ diese Angriffe nicht verdienen. Wenn wirklich jemand in Deutschland sich um Import spannender, gekonnter Erzählliteratur verdient gemacht hat, ist es der Verlag Knaur. Die bisher vorhandene Lücke wurde durchaus nicht durch Sammlung der verlogenen Kitschromane der „Berliner Illustrierten“ ausgefüllt, und der gelegentliche Bücherkäufer geht an Einzelausgaben selbst der besten Romane achtlos vorbei. Gewiß, die „Romane der Welt“ sind keine Kolportage mit Gesinnung — die paar Schriftsteller, die dafür in Betracht kämen (Ehrenburg!), könnten allein die Reihe nicht bestreiten, wenn's auch löblich wäre, sie heranzuziehen —, dafür aber handfeste Erzählung, an der Deutschlands Lesepublikum Geschmack und Ansprüche, Deutschlands Schriftsteller (hoffentlich!) ihr Können schulen werden. Der erste Band — Hugh Walpoles „Bildnis eines Rothaarigen“ — war mit seiner psychologischen Verzerrung, seinen literarischen Ambitionen allerdings ein Schlag ins Wasser, desgleichen die Herausgabe von G. B. Shaws „Cashel Byrons Beruf“, eines noch recht ungestalteten Jugendwerkes des jetzt Berühmten. Dafür folgten aber bald zwei Bände von Maurice Leblanc, dem Schöpfer des „Arsène Lupin“, der in Deutschland noch unerreichbar ist, „Taïpi“ von Herman Melville, eine verdienstvolle Ausgrabung, Hilaire Belloes witziger „Millionär wider Willen“ mit den Zeichnungen von G. K.

Chesterton, P. C. Wrens „Drei Brüder“, John Galsworthys Liebesroman „Jenseits“, Jane Greys farbenreiche „Grenzlegion“, George Challis' „Ein Teufelskerl“, lauter Romane, die durch Spannung, Schilderung, Gestaltung wirklich vorbildlich sind. Wir hätten den großen amerikanischen Erzähler Joseph Hergesheimer („Tampico“) und den Spanier Pio Baroja („Jahrmart der Gescheiten“) ohne die „Romane der Welt“ erst viel später oder — gar nicht kennengelernt. Dazu sind die Bände gut ausgestattet, vorbildlich gedruckt. Nur daß auch deutsche Erzähler in dieser Reihe auftauchen werden, ist wohl so bald nicht zu befürchten. Dazu haben die Bürgerlichen vorerst noch — nicht das Können? nein, aber zu viele Ambitionen.

Und wenn sie keine haben, dann haben sie um ein paar Kilo mehr Kolportage, so daß sie nicht dem Publikum und nicht uns, jedoch Herrn Thomas Mann wohl zu übel duften. Wie etwa Georg Fröschel, dessen Roman „Der Priester und die Frau“ (ebenso wie die folgenden im Weltbücher-Verlag, Berlin-Friedenau, erschienen) schon allerhand an Überraschungen und, nicht zuletzt, einen gerade heute interessanten Einblick in das Treiben des römischen Klerus bietet. Graf Amoris „Gasse der tausend Schmerzen“ ist eine nicht minder interessante milieugerechte Fortbildung von Kuprins „Jama“, und die früher erschienenen Bände dieser Reihe (Erwin Seddings Großstadroman „Jazzyn“, Fred Nelius' Abenteurerbuch „Schattenkampf in Himmelpfort“ und Fred Hagens utopischer Roman „Der brennende Kontinent“) lassen sich zwar nicht als literarische Produkte, wohl aber als spannende Unterhaltungsschmöker durchaus halten.

Bleibt schließlich von dieses Sommers Unterhaltungsliteratur noch Benno Vignys „Nell John“ (gleichfalls im Weltbücher-Verlag), ein Buch, das schon wegen des sensationellen Stoffes (Verjüngung der Frau) viel gelesen werden wird, darüber hinaus aber das begabteste, gekonnteste Buch dieser Serie ist, das überdies durch seine Bereitwilligkeit besticht, mit psychologischen Effekten nicht zu bluffen. Man sieht, die Deutschen können auch... Zwar kein Maurice Leblanc und kein Joseph Hergesheimer, doch immerhin gute Durchschnittsware, die die Zeit angenehm vertreibt.

Herbert Berger.

## EIN ROMAN AUS DEM INDUSTRIEGEBIET

Eine Darstellung der Metropole der Schwerindustrie, wie der Waschzettel von dem neuen Buch von Dierck Seeberg: „Oberstadt“ (H. Haessel Verlag, Leipzig) sagt, ist hier nicht gegeben. Großindustrieller Familientratsch, Klatsch und Börsenjobberei stehen im Mittelpunkt der Handlung. Natürlich ist nicht ein Unternehmen, nicht ein Industrieller und Bankier beim richtigen Namen genannt, aber in den von Seeberg gezeichneten Personen sind unschwer die Krupp, die Thyssen, die Stinnes usw. zu erkennen. Etwas ist an diesem Roman sympathisch, er ist nicht durch irgendeine unwahre Liebesgeschichte verkitscht. Er zeichnet den Konzentrationskampf der alten „bodenständigen“ Schwerindustrie des Ruhrgebiets und den Streit der Alten mit dem jungen waghalsigen Raff- und Spekulationsgeist. Und dabei werden recht amüsante Dinge ausgeplaudert. So zum Beispiel, wie die Generalversammlung einer A.-G. von der Majorität geschoben wird, wie ganze Werke verschoben werden, wie Trusts zusammenkommen, wie eine Bank zum Krachen gebracht wird u. a. m.

Dann wird der brave, arme Industrielle verteidigt und der Händler angeklagt

und die halbe Wahrheit hingeschrieben: „Ein Volk, das zu einer Handelsstadt wird, muß untergehen.“

Von den Arbeitern ist in dem ganzen Buche kaum die Rede. Erst auf der vorletzten Seite fällt Herrn Seeberg ein, daß in einem Industrie-Roman doch etwas über die Proleten gesagt werden muß, und es geht los: „... Der Arbeiter in seiner Beschränktheit sieht nur höchstens bis zu dem Industriellen, den glaubt er als seinen Feind, der sein Freund ist. Das ist die letzte Absicht dieses Marx, den selbständigen Bürger zwischen diesen zwei Türen zu zerquetschen. Und das Werkzeug dieses Juden, die Gewerkschaften! Diese blöden Schufte haben uns niedergestreikt und deinen Vater in Krankheit und Tod getrieben.“ — — — Nun wissen wir also Bescheid.

Seeberg ist ein Pseudonym, und hinter dem soll sich ein führender Mann der Wirtschaft verbergen. Rechberg? ... Dem gefällt ja manches an der politischen und wirtschaftlichen Praxis unserer Industriellen nicht. Werden darum einige Internas ausgepackt? — Gleichgültig. Das für uns Positive an diesem Roman ist, daß sie ausgepackt werden. Die Schaffenden können aus diesem Buche erfahren, wie um ihr Leben und ihre Arbeit an den Börsen und in den vornehmen Klubsälen der „Herren der Welt“ gespielt wird, wie der Kurswert der Arbeitskraft, wie der einer jeden anderen Handelsware, steigt und fällt. Teile profit-spuckender Maschinen, nichts anderes sind die Arbeiter für den Kapitalisten. Und dessen Tun ist hier unter eine, wenn auch recht wenig scharfe Lupe genommen, aber es ist immerhin unter die Lupe genommen. Artur Seehof.

## GRAPHISCHE NOTIZEN

### Das verlogene Wochenende

Die Daweseisenbahn glaubt der Bevölkerung Berlins eine Wohltat zu erweisen, wenn sie die Flächen ihrer Bahnhöfe mit Plakaten beklebt, die die Schönheit der Mark in kitschigen Farben anpreisen. Wir wissen nicht, wer für diesen Kitsch verantwortlich ist. Man braucht aber nicht Künstler zu sein, um zu sehen, daß diese Zusammenstellungen von Farben und bildlicher Ausführung verlogen sind, so daß jeder Beschauer an der Schönheit und Wirklichkeit dieser Naturbilder zweifelt. Gerade in unserer Zeit hat die Photographie die Technik erreicht, mit der jedes Landschaftsbild wirklichkeitsgetreu illustriert werden kann. In der Reproduktionstechnik ist dieses Problem mit einer Farbe gelöst worden, z. B. in den Plakaten, die die Reichsverkehrszentrale von deutschen Bädern und Städten in vorbildlicher Weise angefertigt hat und die in allen Reisebüros ausgestellt sind. Aber vorausgesetzt, die Eisenbahn wollte farbige Plakate des Farbenreizes wegen, so hätte sich der Graphiker auf die rein graphische Wirkung, wie farbige Schriften oder farbiger Untergrund, beschränken müssen. Es wäre entschieden geschmackvoller gewesen, wenn die verantwortliche Stelle für ihre Werbung auf ein Motiv von Leistikow oder einem anderen märkischen Maler zurückgegriffen hätte, und zwar hätte einfarbige Reproduktion vollkommen genügt. Solchen Kitsch überlasse man den Margarinefabrikanten.

\* \* \*

### Aus John Heartfields Werkstatt

Eine zweckmäßige graphische Arbeit ist der Umschlag der im Neuen Deutschen Verlag erscheinenden „Illustrierten Geschichte der Russischen Revolution“.



Das Werk erscheint in einzelnen Lieferungsheften. Zu den Lieferungen ist der Umschlag von John Heartfield in zwei Farben gearbeitet. Die Vorderseite: ein nackter Arm mit roter Fahne in der Proletarierfaust, im Untergrund ein Barrikadenkampf, und zwar ein vergrößertes Photo; die Rückseite: Rotarmisten im Kampfe und eine vorwärts strebende Lokomotive, die den Marxschen Gedanken — „Revolutionen sind die Lokomotiven der Weltgeschichte“, bildlich darstellt. Der geistige Kopf Trotzki's und ein bauender Proletarier mit der Maurerkelle in der Hand, der die Gesichtszüge Lenins trägt, geben dem Blatt seinen Abschluß. Diese ganze Photomontage ist von Heartfield in Blauschwarz konstruiert, und nur zur graphischen Verstärkung gebraucht er ein Orange. Mit wenigen Mitteln ist das Zweckmäßigste und Sachlichste erreicht worden.

Günther Benjamin.

### ÜBER EINE „ANTHOLOGIE JÜNGSTER PROSA“\*)

Aufruhr der Zeit, Erschütterung der Herzen, Stürme des Erlebens machten, daß die dichterische Produktion im Laufe der letzten Jahre zu erdrückender Fülle answoll. Durch äußeres Geschehen herausgeworfen aus der Arbeit des Alltags, — oder angewidert fliehend aus dem Getriebe, wurden die jungen Menschen zu literarischer Produktion getrieben. Seit Jahren häufen sich ihre Manuskripte auf den Schreibtischen der Redakteure, der Lektoren, der Dramaturgen, kein Ende nimmt der Strom: jedes trägt in sich das Geschick eines aus der Bahn Geworfenen, kaum eines ist wirklich gestaltet, fast jedes ist persönlicher Schrei, subjektives Bekenntnis. Der größere Teil ist in die Höhe schießendes Kraut aus dem gelockerten Erdreich der Herzen, und in der zähen, schlammigen Masse versinkt das Wenige, das Zeugnis wahrer Produktivität ist. Kaum eins von ihnen nimmt den Stoff und formt ihn, fast alle werden von ihm genommen, und der Stoff bleibt mit tausend Scheinbeantwortungen seines Problems lagern, wie er in tausend Leitartikeln und tausend Versammlungsreden auch gelagert ist. Selten erleben wir die Gewalt des Schöpferischen; kaum jemals, wenn wir sie erleben, ist der bewältigte, durchformte Stoff ein Stoff unserer Zeit. Die Not der Menschen und ihres Erlebens, die Wellen des Tages schlagen in alle diese Manuskripte hinein, sie sprengen die Form der Dichtung, verhindern Gestaltung.

So glaubten wir (Erich Ebermayer, Klaus Mann und ich), diejenigen suchen zu sollen aus unserer Generation, denen wahrhafte Gestaltung gelingt, deshalb wollen wir mit unserer „Anthologie jüngster Prosa“, für die wir um Beiträge bitten, versuchen, eine Übersicht über die künstlerischen Kräfte der jüngsten deutschen Generation zu geben.

Vielleicht kann man uns fragen, ob nicht, wenn solche Kräfte in größerer Zahl vorhanden wären, die vielen Lektoren der Verlage, die Redakteure der großen Zeitungen sie nicht längst gefunden hätten. Hierzu ist zu sagen, daß für die wirklich produktiven, die wirklich künstlerischen Leistungen in der Zeitung naturnotwendig nur ein beschränkter Raum zur Verfügung steht, daß es ferner für junge Dichter (wenn sie Dichter sind!) heute ungeheuer schwer ist, einen Verleger zu

\*) Eine Anthologie jüngster Prosa wird, herausgegeben von Erich Ebermayer, Klaus Mann, Hans Rosenkranz, im Herbst im J. M. Spaeth-Verlag erscheinen. Einsendungen werden unter dem Kennwort „Anthologie“ bis spätestens zum 1. August 1927 an die Adresse des J. M. Spaeth-Verlages, Berlin C 2, Königstraße 52, erbeten.

finden, weil kein nennenswertes Publikum vorhanden ist, den Bemühungen der Verleger um ihre jungen Autoren einen wenn noch so bescheidenen Erfolg zu geben.

Vielleicht wird man uns fragen, warum wir nicht eine Anthologie der Unbekannten, warum wir durch die Zielsetzung einer Anthologie „jüngster Prosa“ eine Grenze machen. Wir haben absichtlich eine schematische Altersgrenze nicht gesetzt; ich glaube aber, daß unser Plan, eine Anthologie gewissermaßen der Nachkriegsgeneration zu bringen, darin seine Berechtigung hat, daß diese unsere Generation nicht mehr den Zusammenbruch einer Welt erlebt hat, der sie selber angehörte. Sie kam nach einer Generation, der ein großer Teil ihrer besten menschlichen Kräfte im Krieg zerbrochen, und der ein Teil ihrer wichtigsten künstlerischen Potenzen durch die Zeit der Wirrnis ins ungestaltete Problematische, oft in Resignation abgedrängt worden ist. Was von dieser uns vorangegangenen Generation dennoch geblieben, ist noch immer erstaunlich genug. So, scheint mir, kann man mit Recht besonders Ausschau unter dieser Nachkriegsgeneration halten, die trotz der Schwere ihrer Existenz nicht von so furchtbarem Erleben dezimiert und gebrochen ist wie diejenige vor uns. So ist es nicht Selbstüberschätzung der Jugend, in einem eigenen Buch Übersicht ihrer Kräfte geben zu wollen. Ich betone: niemand von uns Herausgebern ist autorisiert, wir maßen uns nicht, wie manche bequem und billig uns vorwerfen werden, irgendeine Rolle an. Besondere Bedingungen für die Aufnahme in die Anthologie sind nicht gestellt. Sie soll weder einer Gruppe noch einer Richtung dienen, sondern die drei Herausgeber wollen lediglich aus den Einsendungen das herausuchen, was ihres Meinens und Empfindens Zeugnis künstlerischer Kräfte ist. Hans Rosenkranz.

## W. I. LENIN: MATERIALISMUS UND EMPIRIOKRITIZISMUS

(Vornotiz des Verlegers.)

In unserem Verlag erscheint dieser Tage das große philosophische Werk Lenins. Es handelt sich hier um die große Auseinandersetzung Lenins mit dem philosophischen Idealismus und dem Machismus. Die von Marx und Engels begründete Lehre des historischen Materialismus, die von ihnen besonders in ihrem Streit mit Ludwig Feuerbach auseinandergesetzt wurde, ist von ihren Nachfolgern nirgends so klar und eindeutig präzisiert worden wie von Lenin, der sie noch auf das abstrakt philosophische Gebiet ausdehnt und vertieft. Dieser philosophische Unterbau des Klassenkampfes ist gerade heute von besonderer Bedeutung.

Nachfolgend die Inhaltsangabe: Einleitung. — 1. Die Erkenntnistheorie des Empiriokritizismus und des dialektischen Materialismus. — 2. Der dialektische Materialismus und das Ding an sich. — 3. Der dialektische Materialismus und die Metaphysik. — 4. Die philosophischen Idealisten als Mitkämpfer und Nachfolger der Empiriokritizisten. — 5. Die neue Revolution in der Naturwissenschaft und der philosophische Idealismus. — 6. Der Empiriokritizismus und der historische Materialismus. — Anhang: 10 Fragen an den Referenten. — Zur Frage der Dialektik. — Anmerkungen. — Namenregister usw.

Verlag für Literatur und Politik.

Eine ausführliche Besprechung dieses wichtigen Werkes wird in einer der nächsten Nummern erfolgen. Die Redaktion.

# BEMERKENSWERTE NEUERSCHEINUNGEN

Diese Liste ist im Zusammenwirken von Mitarbeiterkreis und Herausgeber zusammengestellt. Aufnahme bedeutet Empfehlung. Eingehende Würdigung folgt zum Teil in den nächsten Heften. Die Bücher, die im Text dieses Heftes besprochen wurden, sind nicht wiederholt.

Bei den mit \* bezeichneten Werken handelt es sich um Publikationen noch unbekannter oder nicht gebührend gewürdigter Autoren oder um Werke, über die unsere schematisch referierende Tageskritik achtlos hinwegging. Auf diese hinzuweisen, halten Mitarbeiterkreis und Herausgeber heute für eine besonders dringende Aufgabe.

## DICHTUNG

- Anderson, Sherwood: Der Erzähler erzählt sein Leben. Übertr. v. K. Lerbs. Leipzig, Insel-V.
- \*Benn, Gottfried: Gesammelte Gedichte. Berlin, V. Die Schmiede, 188 S.
- Biggers, Earl Derr: Das Haus ohne Schlüssel. Roman. Übertr. v. Curt Thesing. Potsdam, G. Kiepenheuer, 364 S.
- \*Chesterton, G. K.: The return of Don Quichote. London, Chatto Windus, 311 S.
- Conrad, Josef: Der Nigger vom Narzissus. Roman. Berlin, S. Fischer, 220 S.
- Döblin, Alfred: Manas. Epische Dichtung. Berlin, S. Fischer, 421 S.
- Erskine, John: Das Privatleben der schönen Helena. München, K. Wolff, III, 323 S.
- Giraudoux, Jean: Bella. Roman. Übertr. von Efraim Fritsch. Leipzig, Insel-V., 182 S.
- Harris, Frank: Die Bombe. Roman. Übertr. v. Antonia Valentin. Berlin, E. Laub, 314 S.
- Hašek, Jaroslav: Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges. Bd. 4. Übertr. v. Grete Reiner, Illustr. v. Josef Lada. Prag, A. Synek, 353 S.
- Hauptmann, Karl: Tantaliden. Eine Romandichtung. Berlin, Horen-V., 278 S.
- Huebner, Friedrich Markus: Das Spiel mit der Flamme. Nov. Frankfurt a. M., Iris-V.
- Kafka, Hans: Das Grenzenlose. 25 Geschichten. Berlin, V. Die Schmiede, 238 S.
- Kipling, Rudyard: Die schönsten Geschichten der Welt. Übertr. v. H. Reisinger. Leipzig, P. List, 271 S.
- Lersch, Heinrich: Capri. Dichtungen. Dresden, W. Jess.
- Mauriac, Francois: Die Einöde der Liebe. Roman. Übertr. v. G. Cramer. Leipzig, Insel-V., 177 S.
- Mehring, Walter: Algier oder die dreizehn Oasenwunder. Mit 14 Zeichnungen des Autors. Berlin, V. Die Schmiede, 172 S.
- Meyrink, Gustav: Der Engel vom westlichen Fenster. Leipzig, Grethlein & Co.
- Neumann, Robert: Die Pest von Lianora. Erz. Stuttgart, J. Engelhorn's Nachf., 138 S.
- Pannwitz, Rudolf: Hymnen aus Widars Wiederkehr. Dessau, Dion-V., 32 S.
- \*Panter, Peter: Ein Pyrenäenbuch. Berlin, V. Die Schmiede, 291 S., 33
- Polgar, Alfred: Stichproben. (IV. Bd. von „Ja und Nein“.) Berlin, E. Rowohlt.
- Pulver, Max: Himmelfortgasse. Rom. München, K. Wolff, 328 S.
- Reimann, Hans: Neue sächsische Miniaturen. Mit 40 Zeichnungen von Karl Holtz. Dresden, C. Reißner, 253 S.
- Schnitzler, Arthur: Spiel im Morgenrauen. Nov. Berlin, S. Fischer, 159 S.
- Stilgebauer, Edward: Der Yankee. Roman. Graz, Leykam-V., 423 S.
- Unamuno, Miguel de: Nebel. Ein phantastischer Roman. München, Meyer & Jessen.

## KULTUR, POLITIK, WIRTSCHAFT

- Arndt, Prof. Dr. P.: Heimarbeiterelend in Deutschland. Jena, G. Fischer.
- Balabanoff, Angelica: Erinnerungen und Erlebnisse. Berlin, E. Laub, 299 S.
- Barbusse, Henri: Die Henker. Übertr. v. H. Nelson. Stuttgart, V. Öffentliches Leben, 139 S.
- Berkman, A.: Die Tat. Gefängnis-erinnerungen eines Anarchisten. Berlin, V. Der Syndikalist.
- Enderle, August: Kampf um den Achtstundentag. Berlin, Viva, 32 S.
- Hoffmann, Karl: Ölpolitik und angelsächsischer Imperialismus. Berlin, Ring-V., XV, 466 S.
- Laski, Harold J.: Communism. London, Williams & Norgate Ltd., 256 S.
- Ligt, B. de: Beim Teufel zur Beichte. Antwort a. d. Internat. Manifest gegen die Wehrpflicht. Berlin, V. Der Syndikalist, 14 S.
- Losowski, A.: Vertrustung, Rationalisierung und unsere Aufgaben in der Gewerkschaftsbewegung. Berlin, Führer-V.
- Marcu, Valeriu: Der Rebell und die Demokratie. Zur Krise des Sozialismus. Berlin, E. Laub, 299 S.
- Protokoll der Konferenz des Betriebsrätebeirats Dezember 1926. Stuttgart, Deutscher Metallarbeiterverband.
- Severing, Carl: 1919—1920 im Wetter- und Watterwinkel. Aufzeichnungen und Erinnerungen. Bielefeld, Buchhandlung Volkswacht. 254 S.
- Toller, Ernst: Justiz-Erlebnisse. Berlin, E. Laub, 141 S.

## PHILOSOPHIE, WELTANSCHAUUNG, WISSENSCHAFT

- Engels, Friedrich: Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen Philosophie. M. e. Anhang: Quellenmaterial zum Marx-Engelsschen Materialismus. Berlin, V. für Literatur u. Politik, 204 S.
- Fülöp-Miller, René: Lenin und Gandhi. Wien, Amalthea-V., 306 S., 105 Abb.
- Gumbel, E. I.: Vom Rußland der Gegenwart. Berlin, E. Laub, 109 S.
- Höllriegel, Arnold: Tausend und eine Insel. Reisebuch aus Polynesien u. Neuseeland. Berlin, S. Fischer, 156 S.
- Wells, H. G.: Die Geschichte unserer Welt. Wien, P. Zsolnay, 432 S.
- Wittels, Fritz: Die Befreiung des Kindes. Stuttgart, Hippokrates-V., 258 S.

## KUNST, LITERATUR, MUSIK

- Beyer, Harald: Norwegische Literatur. Breslau, F. Hirt, 124 S.
- \*Cocteau, Jean, und Jaques Maritain: Der Künstler und der Weise. 2 Briefe. Übertr. v. Maria Sybilla Dahmen. Hrsg. v. Karl Eschweiler. Augsburg, Dr. B. Filser, 93 S.
- Daumier und die Ehe. 64 Reproduktionen. Leipzig, P. List.
- \*Doré, Gustave: Meine Herren... Die unsterblichen Diskussionsredner. Leipzig, P. List, 60 S.
- Rieß, M.: Der Arbeiter in der bildenden Kunst. Bln.-Hessenwinkel, V. der neuen Gesellschaft.
- Taut, Bruno: Bauen: Der neue Wohnbau. Leipzig, Klinkhardt & Biermann, 75 S., 166 Abb.
- Zille, Heinrich: Das große Zille-Album. 300 Berliner Bilder. Berlin, Eysler & Co., 300 S. m. Abb.

### Bemerkungen der Redaktion:

Die Bilder von George Grosz auf S. 47, sowie die von Neuschul auf S. 56 und Gert Wollheim auf S. 73 veröffentlichen wir mit Genehmigung des Verlages „Das Kunstarchiv“, Berlin. Das Bild von Neuschul wird gegenwärtig in der Galerie Neumann-Nierendorff, Berlin, gezeigt.

Adresse von Redaktion und Verlag jetzt: Berlin-Wilmersdorf 1, Uhlandstr. 108/109. Telefon Uhland 9063. Postscheckkonto: Berlin 307 59. Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Klaus Herrmann, Berlin. Copyright 1927 by „Die Neue Bücherschau“ (G. Pohl), Berlin. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet. Unberechtigter Nachdruck wird strafrechtlich verfolgt.

ERSCHEINUNGSTERMIN DER NÄCHSTEN SCHRIFT: 10. SEPT. 1927.

Druck von Herrosé & Ziemsens GmbH., Wittenberg (Bez. Halle).



## DIE NEUE BÜCHERSCHAU zieht am 15. Juli um

Neue Adresse: Berlin-Wilmersdorf 1  
Uhlandstraße 108/109 / Telefon: Uhland 9063  
Postscheck-Konto wie bisher: Berlin Nr. 30759

Wollen Sie Verzögerungen vermeiden,  
NOTIEREN SIE DIE NEUE ADRESSE!

## Einbanddecken in schönem Ganzleinen, mit gestanzter Schrift. Preis 2,—RM. zuzüglich Porto nur für unsere Abonnenten

Ganz beschränkte Auflage, deshalb sofort bestellen!

Berufen Sie sich bei Bücherbezug  
auf „Die Neue Bücherschau“

## B E S T E L L Z E T T E L

Hier abtrennen!

1. Ich abonniere hierdurch „Die Neue Bücherschau“ ab sofort zum Preise von 2,— RM. zuzüglich 0,30 RM. Porto für 3 Schriften. — Betrag ist nachzunehmen.
2. Nachstehende sind bereit, „Die Neue Bücherschau“ zum gleichen Preise ab sofort zu abonnieren.
3. Ich bitte Sie, an Nachstehende Probehefte und Abonnementsaufforderungen zu senden:

Nr.	N a m e	O r t, S t r a ß e
1		
2		
3		
4		

4. Ich wähle für die unter 2 geworbenen Abonnenten folgende Werbepremie: .....
5. Ich wünsche Übersendung eines Probeheftes. 0,50 RM. liegen bei.

Datum ..... Name .....

Ort und Straße .....

(Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.) Zu senden an:

**VERLAG DIE NEUE BÜCHERSCHAU**, Berlin-Wilmersdorf 1, Uhlandstraße 108/109.  
Postscheckkonto: Berlin 30759.

# BUCHPRÄMIEN

und zwar für die Werbung von:

- 1 Abonnenten: 2 Hefte unserer Schriftenfolge nach eigener Wahl,  
2 Abonnenten: die II. Folge komplett oder  
George Grosz und W. Herzfelde: Die Kunst ist in Gefahr (geb.),  
3 Abonnenten: Die III. Folge komplett oder  
Leo D. Trotzki: Revolution und Literatur (karton.),  
5 Abonnenten: den kommenden Jahrgang zur Fortsetzung komplett oder  
Lu Märten: Wesen der Formen / Künste oder  
Franz Mehring: Die Lessinglegende

erhalten alle unsere Leser, Freunde und Mitarbeiter. Verlangen Sie Probehefte, Prospekte, Werbematerial von Ihrem Buchhändler oder vom Verlag „DIE NEUE BÜCHERSCHAU“, Wilmersdorf 1.

Sortimenter verlangen Sonderprospekt mit Rabattierungsbedingungen.

Nur verdoppelte Abonnentenzahl garantiert ab Oktober 1927 pünktliches  
M O N A T L I C H E S E R S C H E I N E N .

## HERROSÉ & ZIEMSEN G“M“B“H

BUCHDRUCKEREI  
UND GROSSBUCHBINDEREI  
FÜR  
WERKE • ZEITSCHRIFTEN  
KATALOGE  
PROSPEKTE

### WITTENBERG (BEZ. HALLE)

NEU! In jeder Buchhandlung NEU!

**F. C. Weiskopf**

## Umsteigen ins 21. Jahrhundert

22 Episoden von einer Reise  
durch die Sowjet-Union

Kartonierte 2,40 RM., in Leinen 3,80 RM.

Weiskopf bereiste im Sommer 1926 die Sowjet-Union bis in ihre asiatischen Gebiete. Nur wenn er unmittelbaren Kontakt mit jenem Neuen findet, das ihm Vorbote des kommenden Jahrhunderts zu sein scheint, nur wenn er selbst und die verschiedenartigen Menschen, denen er begegnet, in den dramatischen Ablauf russischen Lebens einbezogen worden sind, verleiht er, unter Verzicht auf langatmige Reiseschilderungen und Aneinanderreihung von Daten und Zahlen, seinem Erleben Form, gibt Antwort auf die Frage: Wie sieht der russische Alltag aus, was denkt, tut, spricht, hofft und befürchtet der Durchschnittsbürger der Union? Weiskopf gibt mehr als einen aktuellen Bericht, — diese Episoden sind Dichtungen von dauerndem Wert, die jenseits theoretischer Vergewaltigung oder journalistischer Verflachung die Wahrheit über die Welt des Ostens aussagen.

### AUS DEM INHALT

*Die Feinde von Minsk  
Von Frauen, Kutschern und Kremlglocken  
Gelbes Dynamit  
Von Büchern, Naphtha, verbotenen Tänzen, Zeitungen und Zigaretten  
Im Gasthof zur heiligen Dreifaltigkeit  
Die Todgeweihten  
Der Motor  
Attila und Radio*



Malik-Verlag, Berlin W 50

## **DER RASENDE REPORTER IN RUSSLAND**

Soeben ist erschienen:

**EGON ERWIN KISCH**

**Zaren**

**Popen**

**Bolschewiken**

Egon Erwin Kisch, der berühmte Autor des „Rasenden Reporters“ und der „Hetzjagd durch die Zeit“, ist nach Rußland, ins rote Rußland gefahren und hat über diese Reise für uns sein drittes großes Buch geschrieben. — Hier das spannendste, klarste und aufrichtigste Buch über Rußland, das Land der toten Zaren, der gespenstischen Popen und der neuen Menschen.

320 Seiten auf holzfreiem Papier, in Halbleinen mit mehrfarbigem Offset-Schutzumschlag, gebunden 6,50 RM.

**Erich Reiß Verlag, Berlin W 62**

## **Die Lebenden**

**Flugblätter**

Herausgeber: Ludwig Kunz.

Blatt 9/10 mit Beiträgen von:  
F. W. Bischoff / Hugo Bieber / Otto Heuschele / Georg Britting / Max Herrmann-Neiße / Jakob Haringer / Julius Levin / Willi Wolfradt u. v. a.

Preis 0,30 RM.

Blatt 1—10 1,50 RM. zuzüglich Porto.  
Blatt 1—10 in Sammelmappe 4,— RM.

Die „Lebenden“ beginnen mehr und mehr zu erreichen, was ihrem Herausgeber vorschwebt: ein Hort zu werden für alle lebendigen Kräfte, die in der jungen Dichtung am Werke sind.

Die Neue Bücherschau.

Zu beziehen durch:  
**Verlag Hoffmann & Reiber, Görlitz**

# KULTURWILLE

4. Jahrgang

Sonderhefte 1926/27:

4. Jahrgang

Mensch und Maschine — Musikkultur und Arbeiterschaft — Großmacht Presse — Deutsche Arbeiterdichtung der Gegenwart — Hunger und Liebe — Beethoven — Kulturreaktion — Zukunftsland.

... die Zeitschrift ist sehr zielbewußt geleitet und formfest aufgesetzt... Ihr Kulturwille ist eine Tat!  
M. Andersen Nexö.

... er ist eine Fahne und manchmal auch ein Browning in den Händen der kämpfenden Arbeiterklasse.  
M. Barthel.

... daß er eines der besten Bildungsblätter der Arbeiterschaft ist und ich mich über jede Nummer desselben freue.  
Paul Löbe.

... ein wirklich hochstehendes, unterhaltendes und belehrendes Blatt für die Interessen des Arbeiters.  
Weltbühne.

Jahresabonnement 2,40 RM. — Probenummern kostenlos vom Verlag

Arbeiterbildungs-Institut Leipzig, Braustraße 17

## Europäische Gespräche

Monatshefte für auswärtige Politik

Herausgegeben von A. Mendelssohn Bartholdy

Halbjährlich 12.— RM

Europa bedeutet den mütterlichen Boden unserer Gedanken. Stimmen aus allen Lagern und Ländern kommen zu Gehör. Die wichtigsten diplomatischen Urkunden werden gesammelt und glossiert. Besprechungen und Zeittafeln vervollständigen das Rüstzeug.

Dr. WALTHER ROTHSCHILD / VERLAG  
Berlin-Grünwald

Alle deutschen Schriftsteller finden umfassendste Vertretung ihrer Interessen beim  
Deutschen Schriftsteller-Bund,  
als dessen Mitglieder sie monatlich die  
Deutsche Schriftsteller-Zeitung  
und ferner wöchentlich die  
Literarische Praxis  
erhalten / Vierteljahrsbeitrag 3,— RM., Aufnahmegebühr 1,— RM.  
Geschäftsstelle des Deutschen Schriftsteller-Bundes E.V., Berlin-Nowawes, Schließfach 36

Die Monatschrift  
**FANAL**  
Herausgeber Erich Mühsam,  
Charlottenburg, Am Lützow 10,  
muß jeder kennen! — Bezugspreis halbjährlich 1,75 RM.

Lest wenig, aber

## DIE WELTBÜHNE

Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft  
Begründer: Siegfried Jacobsohn / Herausgeber: Kurt Tucholsky

Probenummer gratis vom

Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstraße 152



# WICHTIG FÜR ALLE BÜCHEREIEN

ist

## DIE NEUE BÜCHERSCHAU

VIERTE FOLGE (1926/27) / Herausgeber: Gerh. Pohl  
**LEINENBAND 7,— RM.**

Sie enthält:

Originalbeiträge von: Johannes R. Becher / Jean Richard Bloch / Otto Brattskoven / Paul Cohen-Portheim / Bruno Frei / Max Herrmann-Neiße / Wieland Herzfelde / Kurt Hiller / Max Hölz / Kurt Kersten / Egon Erwin Kisch / Kurt Kläber / Walter Petry / Will-Erich Peukert / Gerhart Pohl / Artur Seehof / Upton Sinclair / Felix A. Theilhaber / F. C. Weiskopf u. v. a.

Graphiken von: Max Beckmann / Hans Bellmer / Jean Cocteau / Lovis Corinth / Honoré Daumier / Otto Dix / Max Dungert / Frans Masereel / Oskar Kokoschka / Adolf von Menzel / Arno Nadel / Max Oppenheimer (Mopp) / Rudolf Schlichter / Georg Scholz-Grötzingen / Lasar Segall / René Sintenis / Theophile Steinlen / Heinrich Zille u. v. a.

Einbanddecken in gleicher Ausführung 2,— RM.

Da die Auflage sehr beschränkt ist, erbitten sofortige Bestellung an:

»DIE NEUE BÜCHERSCHAU« Berlin-Wilmersdorf 1  
Postscheckkonto: Berlin 30759

## JUNGE REDAKTEURIN

Korrespondentin, versiert mit dem Zeitungs- und Verlagswesen, perfekt in Schreibmaschine und Stenographie, eminent tüchtig und umsichtig in allen einschlägigen Arbeiten, sucht sofort im In- oder Ausland jede Position. Angebote unter S. v. H. an den Verlag.

## Position als Verkäufer

in moderner Buchhandlung gesucht.  
Angebote unter W.N. an den Verlag.

Von **Martin Andersen-Nexö**  
erschienen in unserm Verlage:

### Dem jungen Morgen zu!

Ein Rußlandbuch

### Tiefseefische

Novellen

In Ganzleinen geb. je 5,— RM.

### Biographie

Von K. K. Nicolaisen

Illustriert broschiert 1,— RM.

★

**See-Verlag, Konstanz.**

Von uns ausgeliefert werden jetzt:

# GERHART POHL

## Fragolfs Kreuzweg

Erzählung / Vierte Auflage / Kartoniert 1,— RM.

Hier ist ein Ton von reiner, schwingender Melancholie in all den Kampf getragen, der hinüberwinkt zu Gustave Flauberts „November“, an den ich denken mußte, so wirklich hat mich dieser Kreuzweg Fragolfs überzeugt. (Frankfurter Zeitung) — Die Tragik der heutigen Jugend kommt in dieser kleinen Novelle treffend zum Ausdruck. („Es werde Licht“) — Hier spricht ein Wille, blutvoll, fordernd und jung. (Königsberger Hartungsche Zeitung) — „Fragolfs Kreuzweg“ ist eine Art Werther dieser Zeit. (Neue Rundschau)

## Tagebuch merkwürdiger Verführungen

Novellen / Broschiert 1,50 RM., gebunden 2,— RM.

Es wird ein Geschlecht kommen, das dem Einfacher näher steht als dem Verbauten. Wir wollen eine Dichtung, die hell ist wie ein Trompetenstoß. Wir wollen eine Wirklichkeit, die von den Wolken die Wildheit in unsere Tage wirft und gebändigt wird. Wir wollen einen Gerhart Pohl. („Der Vorhof“, Dessau) — Das psychische Erleben wird stets gebändigt durch einen feinnervigen Intellekt, der alle Spannungen und Entladungen unter seine überlegen schillernde Ruhe zu bringen versteht. („Revue der Woche“, Breslau) — Wichtig ist, daß Gerhart Pohl um eine Form der Dichtung ringt, die subjektiv, anklagend und prophetisch sein will und dabei doch kühl, distanziert und in strenger Form. („Bohemia“, Prag)

DIE NEUE BÜCHERSCHAU / Berlin - Wilmersdorf 1, Uhlandstr. 108  
Postscheckkonto: Berlin 30759 — Für Buchhändler: F. Volckmar

# ROMANE DER WELT

Herausgeber: THOMAS MANN und H. G. SCHEFFAUER

Jeden Freitag ein neuer Roman

Neu! **JOHN GALSWORTHY** Neu!

# JENSEITS

Aus dem Englischen übertragen von Hermynia Zur Mühlen

Umfang 318 Seiten 2,85 RM. In Ganzleinen

Der große, repräsentative Erzähler Englands behandelt in diesem Roman das Schicksal einer Frau, deren Leben die Liebe ist. Mit tiefstem Sinn für echte Menschlichkeit und meisterhafter Kenntnis des menschlichen Herzens hat hier der Dichter eine der schönsten und seltensten Frauengestalten geschaffen, die wir in der Literatur unserer Tage kennen. Nie ist die große Liebende ergreifender gesehen worden.

TH. KNAUR NACHF. VERLAG, BERLIN W 50

S u b s k r i p t i o n s e i n l a d u n g

# Wladimir Iljitsch Lenin

Gesammelte Werke

Etwa 28 Bände. Jeder Band 450-600 Seiten. Einzige autorisierte Ausgabe

Als erste Bände erscheinen:

ENDE MAI d. J.

## Materialismus und Empiriokritizismus

Kritische Bemerkungen über eine reaktionäre Philosophie

Einleitung — I. Die Erkenntnistheorie des Empiriokritizismus und des dialektischen Materialismus — II. Der dialektische Materialismus und das Ding an sich — III. Der dialektische Materialismus und die Metaphysik — IV. Die philosophischen Idealisten als Mitkämpfer und Nachfolger der Empiriokritizisten — V. Die neue Revolution in der Naturwissenschaft und der philosophische Idealismus — VI. Der Empirio-kritizismus und der historische Materialismus — A n h a n g : 10 Fragen an den Referenten — Zur Frage der Dialektik — Anmerkungen — Namenregister usw.

AUGUST 1927: BAND XIX

1905

A u s d e m I n h a l t :

Die proletarische und die bürgerliche Demokratie — Beginn der Revolution in Rußland — Der Petersburger Streik — Revolutionstage — Zwei Taktiken — Sollen wir die Revolution organisieren? — Proletariat und Bauernschaft — Über unser Agrarprogramm (Brief an den III. Parteitag) — Die Sozialdemokratie und die Provisorische Revolutionsregierung — Die revolutionäre demokratische Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft — Die internationale Bedeutung der russischen Revolution — Der revolutionäre Kampf und die liberalen Makler — Drei Verfassungen.

OKTOBER 1927: BAND XX

1917

A u s d e m I n h a l t :

Wo ist die Macht und wo ist die Konterrevolution? — Zu den Losungen — Über Verfassungsideologien — Die Lehren der Revolution — Der Beginn des Bonapartismus — Die Bauern und die Arbeiter — Über Kompromisse — Eine Kardinalfrage der Revolution — Man schreckt mit dem Bürgerkrieg — Die Aufgaben der Revolution — Die Bolschewiki müssen die Macht ergreifen — Marxismus und Aufstand — Die drohende Katastrophe und wie soll man sie bekämpfen? — Werden die Bolschewiki die Staatsmacht behaupten — Die Ratschläge eines Unbeteiligten — Bericht auf der Sitzung des ZK vom 10. Oktober — Brief an die leitenden Kreise der Partei — Staat und Revolution — Archivmaterialien.

Verlangen Sie Prospekte mit Subskriptionsbedingungen.

Bei Vorbestellung etwa 35% verbilligter Preis.

VERLAG FÜR LITERATUR UND POLITIK

BERLIN SW 48, FRIEDRICHSTRASSE 225

M 0,80

# Weltbücher-Neuerscheinungen

FÜR DIE REISE

## Georg Fröschel

# Der Priester und die Frau

Roman

Kartoniert 3,—RM., Ganzleinen 4,50 RM.

EINIGE DER ERSTEN URTEILE

„Buch der Abenteuer... Innerlich pikanter Rahmen... Beichte im buchstäblichen Sinne des Wortes... mehr Teufel als Priester... Ein Buch, das man in einem Zuge liest und das mit seiner straffen, blutvollen Charakterzeichnung, mit seiner geschliffenen Sprache, über die Unterhaltung hinaus, erheblichen seelischen Tiefgang besitzt. Schon sind die mütterlichen Arme des Kinos nach ihm ausgestreckt.“ *Berliner Tageblatt*

„Die Geschichte eines Priesters, der von der katholischen Kirche in die große und elegante Welt entsandt wird... um eine geheime Verschwörung von Kirchengegnern gleichsam als Sherlock Holmes des Vatikans aufzuspüren. Der Roman berichtet von allen jenen Versuchern, die dem maskierten Priester begegnen, er erzählt von Frauen, Liebe, Spiel, Geld, Ehrgeiz, Kriminalaffären sowie sonstigen Irrungen und Wirrungen... bis zur letzten Seite fesselt... politische Aktualität in Zeiten, da Konkordatssehnüchte bei ums umgehen.“ *Welt am Abend*

„... in seiner schön durchgeformten Prosa... eine tiefere Psychologie... in konfessioneller Hinsicht nicht ohne einige Bedenken... entbehrt nicht eines sensationellen Einschlages... formvollendete Art der Erzählung, die eine ausgezeichnete Behandlung des Wortes und eine anschauliche Darstellung zeigt... das dichterische Vermögen, in den Tiefen des menschlichen Herzens zu lesen und den feineren Regungen des Geistes zu folgen. Die wechselnden Schauplätze und Abenteuer fesseln...“ *Essener Allgemeine Zeitung*

„Ein ungewöhnlich spannender Roman... eine der lebendigsten Schilderungen des italienischen 18. Jahrhunderts...“ *C. Seelig im „Arbeiterblatt“, Luzern*

„... in einem sehr reizvollen, der Zeit angepaßten Stil geschrieben... eine tiefere Bedeutung... ein Buch, das spannendste Lektüre mit einer Qualität vereinigt, die es über den sogenannten Unterhaltungsroman hinaushebt.“ *8-Uhr-Abendblatt*

„... ein Thema, das besonders in letzter Zeit aktuell geworden ist: die Frage des Zölibats der katholischen Priester... Atmosphäre eines Casanova und Cagliostro... virtuose Stoffbehandlung, glänzende Fähigkeit, die Handlung aufzubauen, zu raffern, zu überraschen und zu spannen... eine Leistung epischer Darstellungskunst, die nicht hoch genug geschätzt werden kann und die man nicht allzu oft wird finden können...“ *Neues Wiener Journal*

„... weit mehr als ein bloß spannendes Buch... ein weit höher gelegenes Ziel erreicht... ein modernes Buch im historischen Kleid... Das beste Buch, zweifellos, das Georg Fröschel bisher geschrieben hat, eines, das jedem Leser hohen Genuß zu verschaffen imstande ist.“ *Paul Frank im „Illustrierten Wiener Extrablatt“*

„Der spannend und mit hoher Kultur geschriebene Roman eines jungen Priesters, der durch seltsame Umstände zu einer Ehe gezwungen wird.“ *Die Dame*

Ferner sind in der Weltbücher-Romanreihe erschienen:

*Graf Amori*, Die Gasse der tausend Schmerzen, Roman  
*Fred Nelius*, Schattenkampf in Himmelpfort, Roman

Weltbücher-Verlag, Berlin-Friedenau